



# ORIENTIERUNG

Nr. 1 71. Jahrgang Zürich, 15. Januar 2007

**A**M 2. JULI LETZTEN JAHRES wäre er 100 Jahre alt geworden. Die Rede ist von Josef Bor, dem langjährigen Freund und Wegbegleiter, der als Josef Bondy als zweites Kind des Rechtsanwaltes Julius Bondy (1878-1944) und seiner Frau Anna geb. Lustigová (1882-1944) im mährischen Ostrava (Ostrau) geboren wurde und heute, sofern sein Name überhaupt noch begegnet, als tschechischer Schriftsteller unter die «Holocaust Novelists» eingereiht wird.<sup>1</sup> Beigetragen haben dazu ohne Zweifel seine Bücher *Opuštěná panenka*<sup>2</sup> und *Tereziňské rekviem*<sup>3</sup>, notabene die beiden einzigen, die zu seinen Lebzeiten im Druck erscheinen durften. Während *Die verlassene Puppe* heute kaum mehr bekannt, auch in Antiquariaten nur selten zu finden ist, geschweige denn noch gelesen wird, wurde das *Theresienstädter Requiem*, alsbald in viele Sprachen übersetzt, ein Welterfolg.

Dabei war Josef Bor kein Schriftsteller und hatte zunächst auch keine Ambitionen es zu werden. Aufgewachsen in einer arrivierten, ganz bewußt tschechisch-jüdischen Familie – sein Vater hatte zu den Gründern der tschechischsprachigen jüdischen Schule in Ostrava gehört –, war er, der promovierte Jurist, wie sein Vater Rechtsanwalt geworden. Von Anfang an ein leidenschaftlicher Sucher von Wahrheit und sozialer Gerechtigkeit, bestand er 1932 seine erste Bewährungsprobe, als er, gerade einmal 26jährig, während des großen Streiks im Brüxer Kohlengebiet streikende Bergarbeiter vor Gericht verteidigte. Wenige Jahre später, bald nach dem «Münchener Abkommen» (1938) und der Besetzung der Tschechoslowakei, die Familie war zwischenzeitlich nach Kutná Hora (Kuttenberg) umgezogen, veröffentlichte er in der tschechisch-jüdischen Zeitung *Rozvoj* einen scharfen Protest gegen die Diskriminierung der Sinti und Roma, als ob er eine Vorahnung vom drohenden gleichen Schicksal gehabt hätte.

## «Seine Taten sind sein Denkmal»

Die vielversprechende Anwaltskarriere hatte bald ihr gewaltsames Ende gefunden: 1942 wurde Josef Bondy mit seiner Frau Edita geb. Straussová (1909-1944) und den beiden Töchtern Věra (1936-1944) und Hana (1939-1944), den Eltern und der Schwester mit Familie ins Getto Theresienstadt zwangsumgesiedelt. Während die Schwester und ihre Familie sofort weiter nach Osten abtransportiert und im Gebiet von Chelm (Polen) umgebracht wurde und der Vater später in Theresienstadt starb, führte Josef Bondys, seiner Familie und seiner Mutter Leidensweg am 28. Oktober 1944 weiter nach Auschwitz-Birkenau. Hier wurden unmittelbar nach ihrer Ankunft seine Mutter, seine Frau und die beiden Töchter ermordet, er selbst zur Zwangsarbeit in den nahe gelegenen Buna-Werken der IG-Farben in Monowitz (Monowice) verurteilt. Nach der Liquidierung des Lagers in Monowitz nach Buchenwald deportiert und im April 1945 von dort auf den Todesmarsch getrieben, erlebte er in der Nähe von Jena den Tag seiner Befreiung. Die Geschichte dieses Leidensweges, vom Abschied von allem, was «Heim und Heimat» war, bis zum Tag der Befreiung, erzählt der weithin autobiographische Roman *Die verlassene Puppe*, der mit den Sätzen endet: «... erregt rief der Offizier: «Ihr seid frei!» – Froh jubelten die Häftlinge und winkten. Manche aber schwiegen und verharren regungslos. – Auch die Nummer schwieg. – Abgezehrt, verlaust, verunreinigt stand sie da. Ein Etwas, der Seele, des Gefühls, des Willens und der Sehnsucht beraubt. – Plötzlich durchzuckte sie ein furchtbarer Gedanke. – Warum? – Warum sie, und nicht die Frau und die Kinder? Warum das alles? Warum? – Fragen über Fragen drangen in den Verstand, zerrten wie wild an den Nerven und schüttelten krampfhaft den ganzen Körper. – Langsam erkannte die Nummer, daß aus ihr wieder ein Mensch wurde. – Er weinte.»

An diese – seine – Geschichte erinnert auch Bors anderes Buch, sein *Theresienstädter Requiem*, das man eine Chronik genannt hat, die «zugleich die Kraft menschlichen Stolzes, nicht zu unterliegen, und die Wirkung der Kunst, selbst in tragischsten Situationen Hort von Kraft und Sicherheit zu sein», dokumentiert (Irma Lauscherová). In dieser seiner Meisternovelle erzählt Bor die authentische Geschichte von der Einstudierung und Aufführung des *Requiem*s von G. Verdi im Getto Theresienstadt. Einstudiert, mit

### JUDENTUM/CHRISTENTUM

«**Seine Taten sind sein Denkmal**»: Zur Erinnerung an Josef Bor (1906-1979) – Als Josef Bondy im mährischen Ostrava geboren – Eine vielversprechende Karriere als Anwalt – Nach Theresienstadt und Buchenwald deportiert – Einziger Überlebender aus seiner Familie – Während des Slanskýprozesses zu einer Haftstrafe verurteilt – Veröffentlichung von «Die verlassene Puppe» und «Theresienstädter Requiem» – Beschäftigung mit dem Neuen Testament und seiner Auslegungsgeschichte – Studien zum Prozeß Jesu – Kontakte zur Aktion Sühnezeichen in der BRD und DDR – Späte Anerkennung.

Stefan Schreiner, Tübingen

### POLITIK/ZEITGESCHICHTE

**Ein Leben für demokratische Öffentlichkeit**: Rußland nach der Ermordung der Journalistin Anna Politkowskaja – In Putins Rußland – Von der Gegenwart verdrängter Vergangenheit – Das System des Gulag und seine aktuellen Auswirkungen – Erster und Zweiter Tschetschenienkrieg – Folterungen und Menschenrechtsverletzungen – Mord in Moskau – Folgen für die Zivilgesellschaft in Rußland – Über den Zusammenhang von Demokratie und Öffentlichkeit.

Rupert Neudeck, Troisdorf

### POLEN

**Wider die Sünde der Zusammenarbeit mit dem Feind**: Katholische Geistliche und ihre Zusammenarbeit mit dem polnischen Staatssicherheitsdienst – Spektakuläre Fälle der Kollaboration – Die Gedenkschrift vom August 2006 – Durchleuchtung oder Bekehrung? – Eine mißverständliche Ankündigung – Distanzierungen zur staatlichen Gesetzgebung der «Lustration» – Der Weg der Bekehrung – Religiös-moralische Bewertung der Kollaboration – Die Auslotung des Bösen – Zur Frage der Motive der Zusammenarbeit – Der Prozeß der Bekehrung – Forderung nach innerkirchlicher Wiedergutmachung – Zur Rolle der öffentlichen Meinung in Kollaborationsfällen – Das «Institut für Nationales Gedächtnis» – Die Praxis des staatlichen Lustrationsgerichts – Welchen Weg wird die Kirche in Zukunft gehen?

Wolfgang Schlott, Bremen

### ESSAYISTIK

«**Wenn mir etwas passiert...**»: Joan Didions «Das Jahr magischen Denkens» – Nach dem plötzlichen Tod ihres Mannes John Gregory Dunne – Dem Schmerz standhalten – Das magische Denken – Gesellschaftlich anerkannte Verhaltensmuster – Der «Strudeleffekt» – Formen der Erinnerung – Man muß mit den Veränderungen gehen.

Nikolaus Klein

### INHALTSVERZEICHNIS

Autoren-, Personen-, Sach- und Schriftverzeichnis des 70. Jahrgangs.

vier Solisten, einem 150-köpfigen Chor und zwei Flügeln (anstelle des Orchesters) und aufgeführt hatte es Raffael Schächter<sup>4</sup> (1905-1944), der bereits in der *Verlassenen Puppe* im Zusammenhang der Aufführung von Bedřich Smetanas «Verkaufter Braut» begegnet. Schächter, der Pianist und Dirigent der Prager Philharmoniker, der im November 1941 nach Theresienstadt umsiedeln mußte, ist im Oktober 1944 mit einem der sog. «Künstlertransporte» ins Todeslager Auschwitz deportiert und dort umgebracht worden. Eindrücklich beschreibt Bor, wie es Verdis *Libera me* war, das Schächter trieb, allen Hindernissen zum Trotz das Requiem zur Aufführung zu bringen. Während es bei Verdi jedoch im Pianissimo verklingt, läßt Schächters Sängerin aus dem *Libera me* einen kraftvollen Ruf nach Freiheit werden, der unüberhörbar ist und alle mitreißt ...<sup>5</sup>

### Büroangestellter

Doch von seiner ganzen Familie war es allein Josef Bondy, der die herbeigesehnte Freiheit wiedererlangen sollte. Nach seiner Befreiung kehrte er zuerst nach Kutná Hora zurück, ging aber bald schon nach Prag, wo er dank persönlicher Verbindung eine Anstellung als Jurist in der Rechtsabteilung des Ministeriums für Nationale Verteidigung fand und dort am 1. Oktober 1946 in den Rang eines Obersten aufstieg. Für seine Verdienste verlieh ihm die Regierung am 30. August 1948 das Große Verdienstkreuz der Tschechoslowakei. Als das Ministerium von seinen Mitarbeitern, die deutsche oder zumindest deutsch klingende Namen hatten, verlangte, sie zu ändern und tschechische Namen anzunehmen, schnitt Josef Bondy seinen Familiennamen kurzerhand in der Mitte durch, aus *Bondy* wurde *Bor* (*Bor* ist ein tschechisches Wort für *Wald*). «Die Hälfte meines Lebens hatte ich ohnehin bereits hinter mir», sagte er dazu später. Doch auch über Josef *Bor* begannen sich nach dem Umsturz im Februar 1948 dunkle Wolken zusammenzuziehen. Als Jude, aus bürgerlichen Verhältnissen zumal, geriet er in den Strudel der stalinistischen Säuberungen und Schauprozesse.

1947 hatte Josef Bor Vally geb. Tausiková (1914-1976) geheiratet.<sup>6</sup> Sie kannten sich bereits von Theresienstadt her, und Vally hatte wie er als einzige ihrer Familie das Getto Theresienstadt und dann die Deportation nach Auschwitz überlebt und war nach dem Krieg nach Prag zurückgekommen. An dem Tag, an dem im Kontext des Slanský-Prozesses auch über Josef Bor das Urteil gesprochen werden sollte, hatte er mit seiner Frau vereinbart, sie – wenn nur irgend möglich – anzurufen. Wenn er ihr dann sagt, «Der Zahn muß raus», heißt das, auch ihm droht die Todesstrafe. Wenn er ihr aber sagt, «Der Zahn tut mir weh», dann ist er noch einmal mit dem Leben davongekommen. Und so geschah es auch. Wie er später berichtete, hat er seine Frau nach der Urteilsverkündung anrufen können und ihr gesagt: «Der Zahn tut mir weh», worauf sie erwiderte: «Gott sei Dank!» Am 11. Februar 1952 wurde Josef Bor zwar nicht als Jurist, sondern als Büroangestellter eines Bergbaubetriebes zunächst im fernen Košice, später in Prag dienstverpflichtet. Eine Erlaubnis als Anwalt zu

<sup>1</sup> So Jonathan Bolton, Josef Bor (Bondy), in: Efraim Sicher, Hrsg., *Holocaust Novelists*. (Dictionary of Literary Biography, Bd. 299). Gale, Detroit/MI 2004, 58-64; vgl. auch Andreas Disselnkötter, Schoah und Literatur, in: *Tribüne* 39 (2000), Heft 156, 57-64.

<sup>2</sup> Praha (Prag) 1961 (<sup>2</sup>1962; <sup>3</sup>1965); dt.: *Die verlassene Puppe*. Roman. Aus dem Tschechischen übersetzt von Elisabeth Borchardt. Berlin (DDR) 1964.

<sup>3</sup> Praha (Prag) 1963; dt.: *Theresienstädter Requiem*. Autorisierte Übersetzung aus dem Tschechischen von Elisabeth Borchardt, mit einem Nachwort von Ortwin Schubert und Illustrationen von Bedřich Fritta, Karel Fleischmann und Petr Kein. Berlin (DDR) 1964 und Gütersloh 1966; Neuausgabe ohne Illustrationen, Berlin (DDR) 1975 (<sup>2</sup>1990).

<sup>4</sup> Nicht Schäfer, wie er von Disselnkötter, Schoah und Literatur (vgl. Anm. 1), 60f., genannt wird.

<sup>5</sup> Im tschechischen Text wird das *Libera me* resp. *nos* daher nicht *Befreie mich* resp. *uns*, sondern *svoboda nám* (*Freiheit für uns*) übersetzt (so auch in der dt. Übersetzung).

<sup>6</sup> Die beiden aus dieser Ehe hervorgegangenen Kinder Petr (\*1947) und Eva (\*1950) leben in Prag.

arbeiten, erhielt er nicht wieder. 1966, nach seinem ersten Herzinfarkt, wurde er aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig in den Ruhestand versetzt.

### Gefeierter Schriftsteller

Nicht erst als Ruheständler, sondern bereits neben seinem Angestelltendasein begann Josef Bor zu schreiben. Es entstand sein erstes Buch, der bereits erwähnte Roman *Opuštěná panenka*. Ihn zu veröffentlichen, stellte den Autor vor Probleme; war er doch kein Schriftsteller und gehörte auch nicht dem Schriftstellerverband an. Und welcher Verlag sollte einen unbekanntem Verfasser verlegen? Dank persönlicher Beziehungen aus den Jahren im Ministerium für Nationale Verteidigung konnte sein Buch am Ende im *Staatlichen Verlag für politische Literatur* (*Státní nakladatelství politické literatury*) in Prag erscheinen. Allerdings war dieser Verlag für das Buch alles andere als eine Empfehlung: Wer kaufte und las schon Bücher, die in diesem Verlag erschienen sind! Dennoch geschah das Unerwartete: Das Buch wurde schnell bekannt; trotz des Verlages wurde es gekauft und gelesen, und für den Verlag erwies es sich als *der* Bestseller. Auf diese Weise zum gefeierten Schriftsteller geworden, verlegte Bors zweites Buch, das *Theresienstädter Requiem*, der Prager *Tschechoslowakische Schriftstellerverlag* (*Nakladatelství Československý spisovatel*) und erregte damit so viel Aufmerksamkeit, daß es sehr schnell in zahlreiche Sprachen übersetzt worden ist. Doch trotz dieser Erfolge währte Bors Schriftstellerkarriere nicht lange. Zwar hörte er nicht auf zu schreiben, doch verlegt wurden seine späteren Werke nicht mehr.

Schon vor der Arbeit an der *Verlassenen Puppe* und dem *Theresienstädter Requiem* hatte Bor wieder und wieder um Antwort auf die Frage nach dem Warum, nach dem Grund des erlebten mörderischen Hasses auf Juden und Judentum gerungen.

Bald nach seiner Rückkehr nach Kutná Hora im Mai 1945, er lag noch im dortigen Krankenhaus, besuchte ihn eine Abordnung der Stadtverwaltung, die eine Gedenkfeier für die Opfer der Stadt vorbereitete; «der Großteil der Opfer waren Juden, und in der Stadt war ich der einzige, der in ihrem Namen sprechen konnte. Am Rande des Platzes», erinnert sich Bor später, «stand ein hohes Podium, neben ihm zwei riesige Pylone, auf denen die Namen der Opfer aufgeschrieben wurden. Der große Platz war voll von Leuten. Es sprachen die Stadtvertreter, es wurde gesungen und rezitiert, dann wurde eine katholische Totenmesse zelebriert und nachher hörte man die Predigt zweier protestantischer Priester. Zuletzt wurde mir das Wort erteilt und ich sagte damals: Immer noch warten wir auf die Rückkehr unserer Teueren, die vor drei Jahren diese Stadt verlassen haben. Warum kommen sie nicht zurück? Die Männer ... Es wütete der Krieg. Die Alten ... Der Tod ist das Los des Alters. Es kommen aber auch nicht die Frauen ... Und warum nicht die Kinder, unsere unschuldigen kleinen schuldlosen Kinder? Was haben wir verbrochen, wie gesündigt, daß Du uns, vereinsamte Einzelgänger, ins Leben zurückgerufen hast, oh Herr? Denn fragen wir nach dem Sinne unseres weiteren Lebens, finden wir nur eine einzige Antwort: Die Rache! Und dennoch sagst Du zu uns: Die Rache ist mein! Und so muß ein jeder von uns irren, der glauben will. Wir stehen da, und sehen vor uns nur offene, unbeantwortete Fragen. Was wird weiter mit uns geschehen? Kann man noch arbeiten, wenn man nur an Rache denkt? Können wir uns aus der Rache ein Denkmal unseren Kindern errichten? Sei es, wie Du sagst! Dein ist die Rache, oh Herr! Aber gib uns Kraft, damit wir, falls wir richten, uns nicht rächen. Und gib uns ein Herz, ein großes, damit wir, falls wir suchen, auch finden. Und erlöse uns von allem Bösen. Amen.»<sup>7</sup>

Als er später in den Akten des Nürnberger Prozesses las (jedenfalls soweit sie allgemein zugänglich waren), aufmerksam den Frankfurter Auschwitzprozeß und den Eichmannprozeß in

<sup>7</sup> Mit diesen Sätzen schloß Josef Bor seinen Vortrag auf dem Jahrestreffen der Aktion Sühnezeichen in der DDR (am 27.-30. Dezember 1976) in der Stephanus-Stiftung in Berlin-Weißensee.

Jerusalem verfolgte, stieß er immer wieder darauf, daß sich «die Herren des tausendjährigen Reiches damit verteidigten, daß sie Luther zitierten und meinten, nach den Evangelien gehandelt zu haben». Das mag er kaum glauben. Wieder und wieder stellt er sich die Frage: Sollten «diese Herren» damit recht (gehabt) haben? Sollte die furchtbare Katastrophe, die seine Familie und mit ihr Tausende und Abertausende Juden getroffen hat, am Ende tatsächlich etwas mit dem Christentum, ja, mit dem Neuen Testament und seiner Wirkungsgeschichte zu tun haben?

Von solchen Fragen nachgerade gequält, beginnt er sich mit dem Christentum, mit christlicher Theologie zu beschäftigen. Er beginnt, die Bibel, insbesondere das Neue Testament und dessen Auslegungsgeschichte zu studieren, liest Bücher über Kirchen- und Theologiegeschichte, über christliche antijüdische Polemik, über die Geschichte der christlich-jüdischen Beziehungen. Er wird eifriger Benutzer der Bibliothek im Kloster Praha-Strahov. Doch je intensiver er sich mit den Texten des Neuen Testaments auseinandersetzt, den Evangelien zumal, je öfter er zu den Werken des antiken, ihm bald vertrauten jüdischen Historikers Josephus Flavius greift und Schriften der Kirchenväter und Reformatoren, allen voran Luthers, studiert, desto mehr muß er erkennen, daß der von ihm erlebte Antisemitismus eine lange Vorgeschichte hat, die in Gestalt christlicher Judenfeindschaft bis in die Antike, bis in die Anfänge des Christentums und seine Quellen, ja, bis ins Neue Testament selbst und seine Auslegung zurückreicht. Und er sieht, daß von zentraler Bedeutung für die Ausprägung dieser christlichen Judenfeindschaft die Berichte der Evangelien über Prozeß und Kreuzigung Jesu und deren Wirkungsgeschichte sind.

#### «Rechtsanwalt für den Prozeß Jesu»

Da meldet sich in ihm der Jurist zu Wort, der leidenschaftlich nach Wahrheit und Gerechtigkeit sucht und an die Macht der Aufklärung glaubt. Josef Bor, der Rechtsanwalt, beginnt sich mit dem Gedanken zu tragen, den Prozeß Jesu neu aufzurollen. Ihm schwebt vor, den «Fall Jesus von Nazareth» erneut gerichtlich verhandeln zu lassen. Er hofft, auf diese Weise einen wesentlichen Beitrag zur jüdisch-christlichen Verständigung und Versöhnung leisten zu können. Denn – so seine Hoffnung – wenn durch ein solches Gerichtsverfahren der vor bald 2000 Jahren begangene Justizmord zweifelsfrei aufgeklärt und die am Tode Jesu Schuldigen juristisch unanfechtbar abgeurteilt sind, wird dem «Hauptargument» christlicher Judenfeindschaft ein für allemal der Boden entzogen und damit das Haupthindernis auf dem Weg zu jüdisch-christlicher Verständigung und Versöhnung aus dem Weg geräumt sein.

Auf der Suche nach Gesprächspartnern, die offen und bereit sind, mit ihm über seine Ideen zu diskutieren, findet Josef Bor über Freunde aus der jüdischen Gemeinde in Prag, die wie er Häftlinge in Theresienstadt waren und überlebt haben, Kontakt zur Aktion Sühnezeichen in der BRD und der DDR, später auch zur Arbeitsgemeinschaft Kirche und Judentum in Leipzig und Berlin. Ihnen bleibt er bis zu seinem Tod eng verbunden. Der Prager Frühling (1968) verschafft ihm darüber hinaus die einmalige Möglichkeit zu einer Reise nach Israel, während der er u.a. intensiv mit David Flusser diskutiert, mit dem er auch später immer wieder korrespondiert.

Seine exegetischen, historischen und theologisch-philosophischen Studien und Untersuchungen sowie die zahlreichen Gespräche, die er über die Jahre mündlich oder schriftlich führt, tragen reiche Frucht. Seit Ende der 1960er Jahre entstehen drei Bücher: einmal *Das Geheimnis des Alten Testaments*, in dem er – gleich dem Vater beim Seder – in Gestalt von Fragen und Antworten bzw. Gesprächen am Familientisch seine neuen, oft überraschenden Auslegungen biblischer Geschichten vorträgt; zweitens *Die Propheten und ihr Gott (Proroci a jejich Bůh)*, der Versuch einer Geschichte der messianischen Erwartungen, die als Rekonstruktion einer Vorgeschichte Jesu und seiner Bewegung verstanden werden will, und drittens *Der Dritte – das Drama des dreiunddreißigsten Jahres nach der Geburt Jesu*, ein Stück, in dem der

Jurist Josef Bor seine Interpretation des Prozesses Jesu vorstellt und dabei mit dem Mittel des juristischen Arguments vor allem zeigen möchte, daß nicht die Juden an Jesu Tod schuld sind. David Flusser, dem er eine Kopie des Manuskriptes geschickt hatte, schreibt ihm darauf am 12. Januar 1970 u.a.: «Ich habe die Ehre gehabt, Ihr Stück über Jesus gelesen zu haben. Die Fragen, die Sie angeschnitten und behandelt haben, wurden bis jetzt [sic!] von diesem Winkel nie gesehen und als Historiker, der sich mit den Problemen befaßt hat, sehe ich, daß Sie wichtiges geleistet haben. Erstens ist es Ihnen gelungen, die Atmosphäre der Zeit Jesu auf die Bühne zu bringen und zweitens ist es sehr bedeutend, daß Sie sich interessante Gedanken über den Hohenpriester und die möglichen Motive seines Handelns gemacht haben. Vom historischen Standpunkt aus können natürlich auch andere Standpunkte möglich sein, aber ein jeder, der Ihr Stück liest oder hoffentlich bald sehen wird, wird von Ihrer baumeisterlichen Phantasie tief beeindruckt werden. Es ist auch wichtig, daß Ihr frischer Zugang zum Thema alte Vorurteile zu überwinden hilft. Wenn man sieht, wie menschlich es damals zugegangen ist, kann [man] nicht mehr antijüdischen Vorurteilen fröhnen. Auch darum ist Ihr Stück gerade heute sehr wichtig und es wird erst dann voll wirksam werden, wenn es hoffentlich bald aufgeführt wird.»

Dazu ist es allerdings so schnell nicht gekommen; denn das Stück konnte weder aufgeführt werden, noch fand sich in der Nachfrühlings-Tschechoslowakei für eines der theologisch-philosophischen Werke Bors ein Verleger. Einige Fragmente seiner Werke konnte er zwar in *Židovská ročenka (Jüdisches Jahrbuch)* veröffentlichen<sup>8</sup> oder bei Diskussionsabenden vortragen, die er immer wieder einmal für die Prager jüdische Gemeinde organisierte; doch in dem Maße, in dem sich seit Anfang der 1970er Jahre die politischen Verhältnisse (auch in der Prager jüdischen Gemeinde) verschlechterten, desto weniger hatte er dazu eine Gelegenheit, bis ihm am Ende, nicht zuletzt wegen seiner politischen Ansichten und seiner Sympathie für die entstehende Opposition, auch dies unmöglich gemacht worden war.

#### Zeitzeuge

Um so wichtiger, und zwar für beide Seiten, werden nun die zuvor schon geknüpften Kontakte zur Aktion Sühnezeichen und zur Arbeitsgemeinschaft Kirche und Judentum. Immer wieder kommt er in den folgenden Jahren (ab 1974); sofern es ihm seine Gesundheit und die Behörden erlaubten, als Gast der Aktion Sühnezeichen und der Arbeitsgemeinschaft Kirche und Judentum zu Vorträgen in die DDR, manchmal auch in die BRD und nach (damals noch) Westberlin. Gerade für die jüngere Generation, für die jungen Leute bei Aktion Sühnezeichen und der Arbeitsgemeinschaft Kirche und Judentum (für die jungen Leute in der DDR galt dies noch weit mehr als für jene in der BRD) ist Josef Bor nicht allein der «juristische Bibelwissenschaftler» und Wegbereiter jüdisch-christlicher Verständigung und Versöhnung, er ist ebenso der Zeitzeuge; und dies in einem doppelten Sinne: Zum einen ist er Zeuge des Massenmordes der Nazis an den Juden Europas, zum anderen ist er Zeuge stalinistischer Verbrechen, die nach dem Zweiten Weltkrieg begangen worden sind (Stichwort: Slanský-Prozeß). Von den Verbrechen der Nazis hat er in seinen beiden Büchern *Die verlassene Puppe* und *Theresienstädter Requiem* Zeugnis abgelegt; seine Erlebnisse und Erfahrungen in der späten Stalinzeit hat er nicht (mehr) aufschreiben und veröffentlichen können. Um so aufmerksamer hingehört wurde auf das, was er wieder und wieder davon erzählte; und alle, die je die Gelegenheit hatten, ihn zu hören, waren stets von

<sup>8</sup> Kain a Abel (Kain und Abel), in: *Židovská ročenka* 5727 (1966-1967), 103-105; Z tajemství staré knihy (Vom Geheimnis eines alten Buches), in: *Židovská ročenka* 5730 (1969-1970), 131-137; Ten třetí (Der Dritte), in: *Židovská ročenka* 5731 (1970-1971), 80-88; Syn boží – syn člověka (Gottesohn – Menschensohn), in: *Židovská ročenka* 5734 (1973-1974), 13-20; Jan Křtítel – společenské pozadí jeho doby (Johannes der Täufer – gesellschaftliche Verhältnisse seiner Zeit), in: *Židovská ročenka* 5735 (1974-1975), 50-63.

neuem beeindruckt von seiner Offenheit im Gespräch nicht weniger als von der Courage seiner Antworten.

Zu den Früchten dieses langjährigen persönlichen Kontakts und intensiven Austausches gehört auch, daß im Februar 1978 die Aktion Sühnezeichen in der DDR, die Arbeitsgemeinschaft Kirche und Judentum und die Jüdische Gemeinde von (Ost)Berlin gemeinsam das Manuskript seines Buches *Die Propheten und ihr Gott* in einer gekürzten deutschen Fassung in vervielfältigter Form (*samisdai*) herausgegeben haben. (Eine vollständige Vervielfältigung war an Papiermangel gescheitert).

Zu Ostern desselben Jahres (1978) erlebte auch das Theaterstück *Der Dritte – das Drama des dreiunddreißigsten Jahres nach der Geburt Jesu* seine Uraufführung im hessischen Städtchen Heubach-Wiebelsbach, wo es Pfarrer Otto Schenk (1936-2006), der Josef Bor seit seinem Besuch in Jerusalem kannte, mit seiner jungen Gemeinde einstudiert und mit großem Erfolg aufgeführt hat. Das Textbuch des Theaterstücks hat der Evangelische Arbeitskreis Kirche und Israel in Hessen und Nassau, zu dessen Vorstand Otto Schenk über viele Jahre gehörte, 1991 unter dem Titel *Der Dritte: Eine dichterische Darstellung des Leidens und Sterbens Jesu. Ein nicht antijüdisches Passionsspiel* im Selbstverlag herausgegeben.

Mehrere Wochen ist Josef Bor im Frühjahr 1978 in beiden deutschen Staaten auf Reisen, sieht hier eine Aufführung seines Stücks *Der Dritte*, liest dort aus dem *Theresienstädter Requiem*, hält Vorträge über *Die Propheten und ihr Gott* und diskutiert in der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit mit seinen Zuhörerinnen und Zuhörern. Einen seiner letzten Vorträge hält er vor der Leipziger Arbeitsgemeinschaft Kirche und Judentum über «Christliche Nächstenliebe und tschechische und jüdische Erfahrung».

Nach den Wochen der Anstrengung und Anspannung erschöpft nach Prag zurückgekehrt, erleidet Josef Bor einen zweiten Herz-

infarkt. Zwar kann er sich davon noch einmal erholen, im September desselben Jahres nimmt er wieder teil an der alljährlichen Gedenkveranstaltung in Terezín (Theresienstadt); doch die Pläne, die er für weitere Bücher macht, kann er nicht mehr verwirklichen. Nach einem dritten Herzinfarkt stirbt Josef Bor am 31. Januar 1979. Wenige Tage später, an einem kalten Wintertag mit heftigem Schneetreiben, wird er von einer großen Trauergemeinde, von Freunden und Weggefährten aus dem In- und Ausland, auf dem Neuen Jüdischen Friedhof zu seiner letzten Ruhestätte geleitet.

Wenn auch der Psalmist sagt «Der Gerechte wird niemals vergessen werden» (Ps 112,6), und der Talmud ergänzt: «Der Gerechte braucht kein Denkmal. Seine Taten sind sein Denkmal!», ist der Name *Josef Bor* heute dennoch, von wenigen Literaturwissenschaftlern abgesehen, weithin vergessen. Bis 1995 sucht man ihn, wie schon Jonathan Bolton bemerkt hat, vergeblich in den Handbüchern und Lexika zur tschechischen Literatur.<sup>9</sup> Erst danach findet man kurze ihm gewidmete Einträge.<sup>10</sup> Und selbst in der Prager christlich-jüdischen Gesellschaft, in der heute mehrheitlich junge Leute aktiv sind, kennt man seinen Namen nicht mehr. Um so dringender scheint es da, diesen unerschrockenen Sucher von Wahrheit und Gerechtigkeit zu erinnern. War er es doch, der für das jüdisch-christliche Gespräch ebenso wie für die Verständigung zwischen Juden und Deutschen zu einer Zeit eingetreten ist und mit seinen Ideen Wegweisendes dazu beigetragen hat, als dies oft alles andere als «politisch korrekt» war.

Stefan Schreiner, Tübingen

<sup>9</sup> Jonathan Bolton, Josef Bor (Bondy), (vgl. Anm. 1), 63-64.

<sup>10</sup> Blanka Svobadová, Bor, Josef, in: Pavel Janoušek u.a., Hrsg., *Slovník českých spisovatelů od roku 1945*. Praha 1995, Bd. I, 59; Stanislav Viršink, Bor, Josef, in: Alexej Mikulášek, Viera Glosíková, Antonín B. Schulz, u.a., Hrsg., *Literatura s hvězdou Davidovou*. Praha 1998, Bd. I, 40-41.

## Ein Leben für demokratische Öffentlichkeit

Rußland nach der Ermordung der Journalistin Anna Politkowskaja

Entscheidend für die Gesundheit einer Gesellschaft ist ihre Transparenz sich selbst gegenüber. Ob diese nun auf der Ebene der juristischen oder der gesellschaftlichen Aufarbeitung geschieht, oder auf beiden – sie muß sich offen für alle Mitglieder dieser Gesellschaft und unter größtmöglicher Beteiligung von allen vollziehen. In Deutschland hat sich dies in vielleicht vorbildlicher Weise durch eine völkerrechtlich umstrittene, aber in ihrer Wirkung einmalige Aufarbeitung durch die Nürnberger Prozesse ergeben. Dies war aber für die deutsche Gesellschaft nicht genug, deshalb gab es – verstärkt nach der Studentenrevolte im Jahre 1968 – noch eine lange Kette von Initiativen, auch von Graswurzelinitiativen, die bis heute nicht aufgehört haben.

Liest man das zweite in deutscher Übersetzung veröffentlichte Buch von Anna Politkowskaja «In Putins Russland», ist man verstört, wenn man erfährt, was alles an einer Journalistin, was alles an einer Redaktion, was alles an einer Zeitung an Aufklärungsarbeit hängenbleiben kann.<sup>1</sup> Denn alle Elemente der klassischen Gewaltenteilung fallen in Rußland durch den Rost. Es gibt weder Judikatur, Exekutive und Legislative im Sinne westeuropäischer Demokratien. Es gibt einen Zustand, den ich in Anlehnung an die Demokratische Republik Kongo, das ehemalige Zaïre, beschreiben kann. In beiden Staaten hat sich das System des «Sich Durchwurstelns» («On se débrouille») durchgesetzt. Bei aller

Unvergleichlichkeit der beiden Systeme ergibt sich doch etwas gleiches, nämlich das Gieren nach sofortiger Befriedigung des schnellen Geldes.

Das geht bis hin zur russisch-orthodoxen Kirche. Anna Politkowskaja beschreibt den Fall ihres Bekannten Mischa, der eine Frau im Zustand der Trunkenheit erschlagen hat, und der sich nach der Verbüßung seiner Strafe in einer Arbeitskolonie in ein Kloster zurückziehen will: «Bleibe ich hier draußen», sagt er, «lande ich früher oder später wieder dort. Im Gefängnis habe ich es besser – es ist ein geschlossener Raum. Und das Kloster ist wie ein Arbeitslager, nur dass die Wachen anders sind. Ich muss unter Bewachung leben. Ich komme mit mir selbst nicht klar, bei dem Leben, was ich ringsum sehe.» (233) Anna Politkowskaja fragte Mischa, was für ein Leben er denn für sich sehe: «Ein zynisches. Und Zynismus kann ich nicht ertragen. Deshalb habe ich ja auch angefangen zu trinken.» Sie berichtet weiter, Mischa habe es nicht geschafft, ins Kloster einzutreten. «Die Aufnahmeprozedur zog sich endlos hin: Die Gottesdienerschaft der russisch-orthodoxen Kirche arbeitet nicht anders als unsere Staatsdiener, dieselbe Gleichgültigkeit gegenüber allem, was nicht unmittelbar die eigenen Interessen betrifft. Mischa wurde immer wieder bei der Verwaltung des Moskauer Patriarchen vorstellig, reichte Bescheinigungen ein, arbeitete als Kirchenwächter und hauste in einem Verschlag neben dem Gotteshaus.» (234) Mischa begann wieder zu trinken, und warf sich in der Metro vor einen Zug. «Was wir dann noch herausfinden konnten, war nicht viel: Mischa, einer der begabtesten Menschen, die ich je gekannt habe, wurde in einem anonymen Armengrab beigesetzt.» (234)

Das Buch von Anna Politkowskaja liest sich wie das Zeugnis einer dauernden und systembedingten Überforderung eines Menschen durch seine journalistische Arbeit.

<sup>1</sup> Anna Politovskaja, In Putins Russland. Aus dem Russischen von Hannelore Umbreit und Ulrike Zemme. DuMont Verlag, Köln 2005, 2006; Dies., Tschetschenien. Die Wahrheit über den Krieg. Aus dem Russischen von Hannelore Umbreit und Ulrike Zemme. Mit einem Vorwort von Dirk Sager. Köln 2003 (vgl. dazu: Rupert Neudeck, ... das Geschehene genau festhalten, in: Orientierung 67 [2003], 213f.); Florian Hassel, Der Krieg im Schatten. Rußland und Tschetschenien. Frankfurt/M. 2003.

Der Ermordung von Anna Politkowskaja am 7. Oktober 2006 in ihrer Moskauer Wohnung hat auch damit zu tun, daß die russische Gesellschaft bisher zu einer umfassenden Aufarbeitung des Gulags nicht in der Lage war. In Rußland ist heute nur die Wirtschaft frei, nicht aber sind es die Medien. Die Medien sind unfreier als unter der Präsidentschaft von Michail S. Gorbatschow. Der ehemalige OSZE-Bbeauftragte für die Freiheit der Medien, Freimut Duve, erklärte auf einer Veranstaltung in der «Akademie der Künste» in Berlin am 19. Oktober 2006, daß achtzig Prozent der Zeitungen in Rußland dem Wirtschaftskoloß «Gazprom» gehören. Dieses Unternehmen wird von der Regierung Wladimir Putins kontrolliert. Der russische Sonderweg beginnt nicht erst mit dem Präsidenten Wladimir Putin und dem neuen russischen Chauvinismus, wie dies der kluge Moskauer ZDF-Korrespondent Dirk Sager bei der gleichen Veranstaltung in der «Akademie der Künste» gesagt hat, sondern er beginnt damit, daß die russische Gesellschaft die Aufarbeitung ihrer Gulag-Vergangenheit mehrheitlich dem Werk von Alexander Solschenizyn und neueren wissenschaftlichen Untersuchungen in der westlichen Welt überläßt.

### Von der Gegenwart des Verdrängten

In diesem Sinne war es verdienstvoll, daß das Monatsmagazin «Cicero» den durch seinen Roman «Die Vermessung der Welt» bekannt gewordenen Schriftsteller Daniel Kehlmann Alexander Solschenizyn in einem Interview fragen ließ, was zur Gesundung der russischen Gesellschaft geschehen könne.<sup>2</sup> In der gleichen Ausgabe beklagte Anne Applebaum, die 2004 mit ihrem Buch «Der Gulag» den Pulitzerpreis gewonnen hatte, daß die russische Gesellschaft das Jahr 2006 ohne Gedenken an die für Millionen von Menschen tragische Errichtung des Systems des Gulag im Jahre 1926 begangen habe.<sup>3</sup> Das Lager Solowetzky, darauf wies Anne Applebaum hin, lag als eines der ersten Lager des künftigen Gulag-Systems auf einem Archipel. Das Lagersystem war über die gesamte Zeit der Sowjetunion hinweg ein probates Mittel, denn «Zwangsarbeit galt als ein Mittel zur Umerziehung», wie es eben 1926 in Solowetzky begann. Zugleich beschrieb sie, mit welcher unglaublichen Brutalität das Gulag-System arbeitete und den Tod oder besser den Mord an Millionen seiner Insassen billigend in Kauf nahm. Der berühmte Lagerkommandant von Solowetzky, Naftali Aronowitsch Frenkel, teilte die Häftlinge ihrem körperlichen Zustand entsprechend in drei Gruppen ein, um die Lager zu gewinnbringenden Unternehmen auszubauen: eine für Schwerstarbeit, eine für Leichtarbeit und eine für Invalide. Jede Gruppe erhielt entsprechende Tagesrationen, um für die Arbeit tauglich zu sein. Die erste Gruppe bekam 800 Gramm Brot und 80 Gramm Fleisch pro Tag, die zweite 500 Gramm Brot und 40 Gramm Fleisch, die dritte 400 Gramm Brot und 40 Gramm Fleisch. In der Praxis lief es darauf hinaus, daß es nur noch zwei Häftlingsgruppen gab: die mit und die ohne Überlebenschancen. Infolge der relativ guten Versorgung gewannen die körperlich Kräftigen noch an Kraft und überlebten. Die schon Schwachen wurden bei der schlechten, miserablen Ernährung noch schwächer, wurden krank und starben bald.

Zwischen 1926 und 1953, dem Todesjahr von Josef Stalin, wurden etwa 18 Millionen Menschen im Gulag interniert. Aber weitere sechs bis sieben Millionen wurden in Exil-Dörfer im hohen Norden zwangsdeportiert. Millionen erkrankten, Millionen kamen um. Die Lager haben zu einem Klima großer, das Land erfassender Angst und Paranoia geführt. Aber das Erbe dieser Menschen, die dem System geopfert wurden, hat weder eine umfassende schriftliche Aufarbeitung noch eine Würdigung durch ein nationales Mahnmal gefunden. Schlimmer noch, so sagt es Anne

<sup>2</sup> Daniel Kehlmann, «Wir treiben uns selber ins Grab.» Interview mit Alexander Solschenizyn, in: Cicero, Oktober 2006, 48-51.

<sup>3</sup> Anne Applebaum, Die vergessenen Millionen, in: Cicero, Oktober 2006, 52ff.; Dies., Der Gulag. Aus dem Englischen von Frank Wolf. Berlin 2003, als Goldmann Taschenbuch, München 2005; Nicolas Werth, Die Insel der Kannibalen. Stalins vergessener Gulag. München 2006.

Applebaum, der Gulag sei aus der gesellschaftlichen Diskussion Rußlands total verschwunden.

Als Anne Applebaum 1998 das Zentralgefängnis von Archangelsk besuchte, einst eine Hauptstadt des Gulagsystems, erlebte sie das Weiterleben der Gulagmethoden mit anderen Mitteln. Die Zellen waren überfüllt, die sanitären Anlagen primitivschlecht, die Wände feucht, die Zellen stickig. Die Flure waren dunkel, weil man sich Elektrizität nicht leisten konnte. Das Erbe der Sowjetunion ist noch nicht auf dem Prüfstand einer Zivilgesellschaft.

Die Tatsache, daß Journalisten und Juristen aus dieser Gesellschaft herausgehen und mal im Westen Luft holen müssen, spricht Bände für diese noch nicht begonnene Aufarbeitung der Vergangenheit.

### «In Putins Russland»

Anna Politkowskaja war eine, die ihrem Land dienen wollte. Sie hat sich keine Auszeit gegönnt. Liest man nach ihrer Ermordung in ihrem Buch «In Putins Russland», wird der Unterschied zu jenen deutlich, die den einfachen und bequemen Weg gehen. Sie durchschaute klar und stellte immer wieder neu in allen Einzelheiten dar, wie sie im Grunde genommen zwei Rollen miteinander verknüpft hat. Das Buch besteht aus mehreren anwaltlichen Plädoyers, wie sie ein Journalist unter normalen demokratischen und rechtsstaatlichen Umständen nie halten muß. Anna Politkowskaja hatte erkannt, daß es noch kein unabhängiges rechtsstaatliches System in Rußland gibt, weshalb sie immer wieder über Gerichtsprozesse in allen einzelnen ihrer Verballhornungen berichtete, um der eigenen Gesellschaft zu sagen: Wir haben noch keine Justiz, die im Bezug auf die Legislative, die Exekutive, die Armee und die Kirche unabhängig ist. Deshalb protokolliert sie die einzelnen Wendungen im über Jahre sich hinziehenden Prozeß gegen den Vergewaltiger und Mörder von Elsa Kungajewa, den Regimentskommandeur Juri D. Budanow. «Bei der Untersuchung der Leiche Kungajewas wurden folgende Verletzungen festgestellt: Hautabschürfungen und Blutergüsse im oberen Drittel der vorderen Halsseite, Blutergüsse im Weichgewebe des Halses, Zyanose, aufgedunsenes Gesicht, punktförmige Blutungen in der Gesichtshaut und der Schleimhaut der Mundhöhle, intrakonjunktivale Blutungen, Blutergüsse im Pleuraraum, Perikardblutungen; Ekchymosen in der rechten Unterschenkelhöhlengegend, der Innenseite des rechten Oberschenkels, ein Trauma an der Umschlagfalte der Konjunktiva des rechten Auges ...» (87). Das ist die dritte Aufgabe von Anna Politkowskaja: Sie muß in ihren Publikationen die Gutachten der Mediziner haargenau wiedergeben, um so den Prozeß weiterzutreiben.

Anna Politkowskaja bleibt gerecht. Gerade weil das gesamte System marode und verfault ist und niemandem unter normalen Modalitäten Recht geschieht, ist die Rolle von einzelnen wie Anna Politkowskaja so wichtig, wie auch die Rolle einer Zeitung wie der «Nowaja Gaseta» wichtig ist, die als einzige ihre Berichte veröffentlichte.

So wie die Rolle von General Valeri W. Gerassimow wichtig war, der in der Zeit des Mordes an Elsa Kungajewa den Oberbefehl über die Truppengruppierung West hatte. Er gab den Befehl, das Mädchen Elsa Kungajewa binnen 30 Minuten aufzuspüren und zurückzubringen, von dem er gehört hatte, daß es aus dem Haus seiner Eltern in Tangi entführt worden sei. Nach dem Erhalt dieser Information fuhr er zum 160. Panzerregiment. Dort wurde er von Oberst Juri D. Budanow persönlich empfangen. Über das verschwundene Mädchen habe er nichts erfahren, erklärte ihm dieser. Valeri W. Gerassimow und sein Generalkollege Alexander I. Werbitzki fuhren daraufhin weiter nach Tangi. Dort erzählten ihm die Bewohner, daß Oberst Juri D. Budanow in der Nacht mit Schützenpanzern ins Dorf gekommen sei und Elsa Kungajewa in eine Decke gehüllt und mitgenommen habe. Die Dorfbewohner konnten den Oberst identifizieren. Nach Oberst Juri D. Budanow wurde daraufhin gefahndet. Man sollte ihn ergreifen, so General Valeri W. Gerassimow.

Daß es einen Budanowfall und -prozeß gab, verdanke man, so Anna Politkowskaja, in erster Linie Valeri W. Gerassimow. «Immerhin verweigern die meisten Kommandeure in Tschetschenien nicht nur der Staatsanwaltschaft die Erlaubnis, ihre Untergebenen festzunehmen, wenn diese Kriegsverbrechen begangen haben, sondern decken die Schuldigen auch noch in jedweder Weise. Angesichts der Zustände in der Zone der «Anti-Terror-Operation» stellte General Gerassimows Entscheidung zweifellos einen kühnen Schritt dar, der ihn durchaus die Karriere hätte kosten können.» (85) Wichtig ist große öffentliche Aufmerksamkeit, das Lebenselixier des Rechtsstaates in demokratischen Gesellschaften. Die große öffentliche Aufmerksamkeit im Falle der Ermordung von Elsa Kungajewa kam nur durch General Valeri W. Gerassimows Entscheidung und die Verhaftung von Oberst Juri D. Budanow zustande. Daß man nicht immer alles befürchten muß, sondern daß einzelne auch gelobt werden, stellt Anna Politkowskaja gut heraus. Denn General Valeri W. Gerassimow hatte nichts zu befürchten. Er avancierte, er wurde zum Oberbefehlshaber der 58. Armee befördert.

Aber das war nur eine Zwischenmaßnahme, dann begann das Gewürge um den Prozeß gegen Oberst Juri D. Budanow mit immer wieder neuen Schattierungen eines Unrechtsstaates: «Alles, was sich nur irgendwie hinbiegen ließ, wurde hingebogen.»

Das, was die fleißige und unermüdliche Journalistin aufzudecken nicht müde wurde, waren die Hinterlassenschaften aus der Zeit des Stalinismus und des Nachstalinismus. Sogar die häßlichen Erscheinungsformen des Unrechtsstaates, den die Bürger Rußlands längst für überholt und überwunden erklären würden, erleben eine Wiederauferstehung. Die Artikel und Bücher von Anna Politkowskaja sind deshalb so eindrucksvoll, weil sie das Weiterleben von Unrechtsstrukturen wie z. B. der politischen Psychiatrie im Fall des Obersten Juri D. Budanow aufdeckte. Im Jahre 2003 wurde sein Prozeß plötzlich wiederaufgerollt, das berüchtigte Serbski-Institut wurde eingeschaltet. Plötzlich tauchte der Name von Prof. Tamara Petschernikowa als Leiterin der Gutachterabteilung des Serbski-Instituts auf, die während der sechziger und siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts als Gutachterin verantwortlich war für die Einlieferung der besten und engagierten Bürgerrechtskämpfer in die politische Psychiatrie. Da wir das nicht mehr wissen können, berichtete Anna Politkowskaja darüber und ging damit weit in die Zeitgeschichte zurück. Nach dem Protest von Bürgern am 25. August 1968 gegen die Intervention der Roten Armee in der Tschechoslowakei wurde Natalja Gorbanevskaja, eine Journalistin, Lyrikerin und Dissidentin, einfach für verrückt erklärt: Schizophrenie wurde von Tamara Petschernikowa diagnostiziert. «Schließlich konnte nicht normal sein, wer auf den Roten Platz ging, um gegen «unsere» Panzer in Prag zu demonstrieren.» (121) Ähnlich gegen Alexander Ginsburg und Ljudmila Alexejewa. Alexander Ginsburg war von 1974 bis 1977 Leiter der «Moskauer Helsinki-Gruppe». Für die Verhöre in Anwesenheit der Gutachterin des Serbski-Instituts pumpten sie ihn mit Neuroleptika voll, er schaltete in den Sitzungen völlig ab.

An all das will Anna Politkowskaja erinnern, an die unerledigte Aufarbeitung der schmachvollen Vergangenheit mit dem Mißbrauch der politischen Psychiatrie.

Im Jahre 2003 kam es plötzlich zu einer Neuaufnahme des Budanow-Prozesses. Präsident Wladimir Putin braucht eine Neuaufnahme, um die Wahl zu gewinnen.

### Folgen für die Zivilgesellschaft in Rußland

Was bedeutet die Ermordung einer Journalistin in Rußland für das autokratische System des Wladimir Putin? In einem nach ihrem Tode veröffentlichten Artikel in der «Washington Post» am 15. Oktober 2006 hat Anna Politkowskaja selbst prophetisch beschrieben<sup>4</sup>, wer sie bedroht. Dieser Artikel konnte nicht mehr die

<sup>4</sup> Der Text in der «Washington Post» vom 15. Oktober 2006 ist mit dem Titel «Her Own Death, Foretold» überschrieben. Er beginnt mit dem Satz «I am a pariah.» Anna Politkowskaja hatte den Text für eine vom «English

Wirkung haben, welche die Autorin beabsichtigte, sie nämlich vor dem «vorausgesagten und angekündigten Mord» zu bewahren. Sie schrieb, daß sie als Feindin von Wladimir Putin und Ramsan Kadyrow nicht mehr zu offiziellen Pressekonferenzen eingeladen würde. Offizielle in Moskau würden ihr nur noch etwas sagen, wenn sie nicht beobachtet werden könnten, «in geheimen Häusern, auf die wir uns auf getrennten Straßen und Routen zu bewegen, wie Spione». Man könne sich daran nicht gewöhnen, schrieb die mutige Journalistin, aber man lerne leider, darin und damit zu leben. Sie berichtet von Wladislaw Surkow, dem stellvertretende Stabschef von Putin, der erklärt habe, daß es zwei Arten von Feinden gäbe: es gäbe die, mit denen zu sprechen noch Sinn mache, und es gäbe die nicht zu korrigierenden Feinde, die man von der politischen Arena entfernen, «weg-säubern» («cleanse») müsse. Im gleichen Beitrag der «Washington Post» gibt Anna Politkowskaja den Grund für die Äußerung von Wladislaw Surkow an. Sie habe über etwas geschrieben, was sie nicht hätte berichten dürfen. In der Nacht vom 27. auf den 28. Juli 2006 wurden von den Einheiten des von Wladimir Putin ernannten Führers von Tschetschenien, Ramsan Kadyrow, zwei Bürger der Ortschaft Kurchaloi festgenommen. Der eine wurde nur verhaftet, Adam Badajew, der andere, Hoj-Ahmed Duschajew, wurde ermordet. Gegen Morgen des 28. Juli 2006 fuhren etwa 20 Zhiguli-Wagen der Miliz mit voller militärischer Besetzung ins Zentrum des Ortes und hielten an der Polizeiwache. Sie hatten den Kopf von Hoj-Ahmed Duschajew mit sich gebracht. Sie hängten den Kopf im Zentrum der Ortschaft auf, daneben die blutbesudelten Hosen des Opfers, so daß jeder den Kopf sehen konnte. Das ganze Treiben einer solchen «mittelalterlichen Barbarei» wurde noch begleitet durch den Glückwunsch von Ramsan Kadyrows Vizepremier, Idris Gaibov, der Ramsan Kadyrow beglückwünschte zum Mord an dem «Teufel Nr. Eins» und dazu, daß er den abgeschlagenen Kopf zur Abschreckung im Zentrum des Dorfes ausgestellt habe. Der Kopf blieb 24 Stunden in der Ortschaft, dann wurde er weggenommen.

Darüber schrieb Anna Politkowskaja in der «Nowaja Gaseta» in ihrer unerschütterten Überzeugung, daß es ein Recht und eine Gerechtigkeit für Menschen geben müsse, und wenn es nur darin bestehen würde, daß wenigstens über solche Rechtsbrüche etwas geschrieben und daß sie dokumentiert würden. Sie schrieb, daß der Vizepremier Idris Gaibov den Befehl zur Enthauptung gegeben habe. Ramsan Kadyrow sei darüber informiert gewesen, habe aber nicht eingegriffen. Anna Politkowskaja betonte gleichzeitig, eine Enthauptung und die Schändung eines toten Körpers sei nach russischem Recht ein krimineller Akt.

Anna Politkowskaja kam nach dem Erscheinen dieses Artikels nach Tschetschenien. Die Frauen wollten sie verstecken, denn sie waren sicher, daß Anna Politkowskaja das nächste Opfer sein würde. Wladislaw Surkow, der Unterstützer der kriminellen Methoden von Ramsan Kadyrow in Grozny und Tschetschenien, erklärte ungerührt: «Jeder der nicht einer von uns und für uns ist, ist ein Feind.» Und jeder in Tschetschenien weiß, was eine solche Erklärung bedeutet. Ramsan Kadyrow habe ihm erzählt, so Wladislaw Surkow zynisch weiter: «Diese Frau sei so dumm, daß sie nicht mal den Wert von Geld kenne. Er habe ihr Geld angeboten, aber sie habe es nicht genommen.» Anna Politkowskaja erfuhr dieses durch ihren alten Bekannten Buwadi Dachijew. Dieser ist stellvertretende Kommandeur der kremltreuen OMON-Truppen.

PEN Book» vorgesehene Anthologie verfaßt. – Anna Politkowskaja hat mehrere Interviews mit Ramsan Kadyrow geführt. Eine deutsche Übersetzung eines 2004 geführten Interviews erschien in «Die Zeit» vom 12. Oktober 2006. Das Interview findet sich in einer französischen Übersetzung in: Dies., Douloureuse Russie. Journal d'une femme en colère. Buchet-Chastel, Paris 2006; ein Interview mit Buwadi Dachijew erschien unter dem Titel «Die Umerziehung der Schahiden», in: Frankfurter Rundschau vom 10. Oktober 2006 (veröffentlicht in der «Nowaja Gaseta» vom 21. September 2006); Anna Politkowskajas letzter für die «Nowaja Gaseta» geschriebener Artikel über Folterungen in Tschetschenien erschien zwei Tagen nach ihrem Tod. Die «New York Times» und «Le Monde» veröffentlichten in ihren Ausgaben vom 13. Oktober eine englische bzw. französische Übersetzung dieses Beitrages.

Sie traf Buwadi Dachijew heimlich. Er würde Schwierigkeiten bekommen, wenn bekannt würde, daß er sie getroffen habe. Er bat Anna Politkowskaja, um Gottes Willen in einer sicheren Unterkunft zu bleiben. Er war aus guten Gründen besorgt, sie würde ermordet werde. «Ramsan ist sehr wütend über dich», sagte er ihr. «Du mußt wegfahren.» Aber sie bleibt. Sie muß jemanden in Grozny treffen. Buwadi Dachijew bietet die Mitnahme in einem OMON-Wagen an. Anna Politkowskaja lehnt ab, denn damit würde sie ein Ziel für die nicht minder berühmten Tschetschenischen Mujaheddin. Buwadi Dachijew fragt noch: «Haben sie wenigstens ein paar Gewehre in dem Haus, in das sie gehen?» Die Journalistin muß lächeln. Sie war immer zwischen den Stühlen. Wenn jemand sie bedroht hatte, wurde sie von den Feinden des Bedrohrs geschützt. «Warum erzähle ich das in dieser Ausführlichkeit über Buwadi Dachijew? Weil die Menschen in Tschetschenien um mich sehr besorgt sind. Und ich finde das sehr anrührend. Sie fürchten um mein Leben mehr als ich das tue. Und deshalb kann ich wahrscheinlich überleben», schreibt die Journalistin noch bevor der Mord in Moskau geschieht – am 7. Oktober 2006.

Gegen Ende des Beitrags zitiert sie noch einmal Wladislaw Surkow. Dieser teilt die Menschen auf in diejenigen, «die auf unserer Seite sind, und diejenigen, die auf der anderen Seite sind». «Wenn ein Journalist auf unserer Seite ist», so Wladislaw Surkow, «dann wird er Auszeichnungen, Medaillen, Respekt erhalten, vielleicht wird er auch eingeladen, ein Deputierter in der Duma zu werden.» Wenn dagegen ein Journalist nicht auf der Regierungsseite sei, schreibt Anna Politkowskaja, dann werde er als jemand bezeichnet, der auf der Seite der europäischen Demokratie und der europäischen Werte sei. Automatisch werde er dann zum Paria. Denn die russische Form der Demokratie sei die «Souveränitäts-Demokratie» oder auch «unsere traditionelle russische Demokratie». «Keiner weiß was das ist. Ich bin wirklich kein politisches Tier. Ich bin nie einer Partei beigetreten und würde das immer für einen Journalisten als einen Fehler ansehen, ganz bestimmt in Rußland. Ich habe nie das Bedürfnis verspürt, mich für die Duma aufstellen zu lassen, obwohl ich mehrere Jahre dazu immer wieder eingeladen wurde.»

### Ein von der Ermordeten vorausgesagter Mord

Anna Politkowskaja beendet diesen Beitrag prophetisch, in dem sie im Grunde ihren eigenen Tod voraussieht: Der Kreml antwortet auf ihre journalistischen Bemühungen, indem er die Informationszugänge für sie blockiert. Aber es sei unmöglich, jemanden, der dieser Profession anhängte, davon abzuhalten, über seine Umwelt zu berichten. «Mein Leben kann noch sehr schwierig werden. Öfter noch, demütigend. Ich bin nicht bereit, jetzt nach allem, was ich im Alter von 47 erlebt habe, meinen Paria-Status zu akzeptieren. Aber ich werde mit ihm leben müssen», schreibt sie prophetisch. Sie beschließt ihren Artikel mit einem Lob für ihre Zeitung «Nowaja Gaseta», die Präsident Wladimir Putin bei seinem Dresdenbesuch im Oktober 2006 in Anwesenheit

von Bundeskanzlerin Angela Merkel für unbedeutend erklärt hat. Für Anna Politkowskaja war es wichtig, daß sie, obwohl sie andauernd bedroht war, doch ihren Job fortsetzen konnte. Sie wollte weiterhin Besucher in ihrem Redakteurs-Büro empfangen, die sonst nirgendwo hingehen konnten, um über ihre Sorgen und Nöte zu berichten, weil der Kreml ihre Geschichte zu «Nicht-Nachrichten» erklärte, «so daß der einzige Platz, wo wir sie veröffentlichen können, unsere Zeitung ist: die Nowaja Gazeta.»

Ein Korrespondent des deutschen Fernsehens berichtete mir, er hätte Besuch vom Sohn eines guten Freundes aus Grozny gehabt. Dieser erzählte, nach dem Bekanntwerden des Mordes an Anna Politkowskaja habe dort absolute Stille geherrscht. Die Journalistin sei dort, «bei den Leuten hochverehrt, aber eben auch verachtet und gehasst von den Kadryov Leuten» gewesen. Deshalb habe sich auch niemand auf die Straße getraut. In den Häusern hätten die Menschen überall im kleinen Kreis getrauert.

Auch die Stimmung in Rußland und in Moskau ist klamm und wie eingeschüchtert. Die Reaktionen auf den Mord von Seiten des «anderen Rußland» blieben zumindest im Lande weitgehend ungehört. Bei der Beerdigung, waren zwar einige Politiker anwesend, aber sie waren allesamt aus der Zeit von Präsident Jelzin wie Igor Gajdar und Gregorij Jawlinskij. Es gab eine Sonderausgabe der Zeitung des «Center for Journalism in extreme situations» von Oleg Panfilov, in der die Kollegen Anna Politkowskajas gedacht haben. Selbst kleine Provinzzeitungen aus ganz Rußland ließen ihr Logo abdrucken – eine wirklich breite Solidarität, aber völlig unbeachtet vom Mainstream.

Man hat mittlerweile drei Polizisten festgenommen, die angeblich den Mord in Auftrag gegeben haben. Das könnte sogar plausibel sein, denn diese Männer waren bei den Truppen des Innenministeriums in Tschetschenien gewesen. Ein Artikel von Anna Politkowskaja, in dem sie diese Polizisten schwerster Menschenrechtsverletzungen bezichtigte und diese belegen konnte, führte später zu deren Verhaftung. Diese Männer mußten für mehrere Jahre ins Gefängnis, ein weiterer sitzt noch. Sie sollen damals Rache geschworen haben. Vielleicht waren sie es, die Anna Politkowskaja ermorden ließen.

Die Ermordung von Anna Politkowskaja ist ein herber Rückschlag für Rußland. Immer wieder hat André Glucksmann, einer der engagiertesten Verteidiger der Sache der Tschetschenen, darauf hingewiesen, daß Präsident Wladimir Putin nicht das erfüllt, was Hoffnungen für Menschenrechte und Demokratie in Rußland stärken könnte. Es wird Zeit, daß es eine westliche, besonders eine europäische Politik gibt, die für die russische Bevölkerung eintritt. Denn das war ja die Hauptbotschaft von Anna Politkowskaja. Das totale Unrechtsregime, das man über die Region des Kaukasus ausgebreitet hat, hat schlimme Folgen für den Zustand der Republik Rußland.<sup>5</sup> Rupert Neudeck, Troisdorf

<sup>5</sup> Für Frühjahr 2007 ist angekündigt: Norbert Schreiber, Hrsg., Anna Politkowskaja – Chronik eines angekündigten Mordes. Mit Beiträgen von Anna Politkowskaja, Fritz Pleitgen, Irina Schubakowa, Rupert Neudeck und Harald Loch. Wieser Verlag, Klagenfurt.

## Wider die Sünde der Zusammenarbeit mit dem Feind

Katholische Geistliche und ihre Zusammenarbeit mit dem polnischen Staatssicherheitsdienst

Es war keine Überraschung für die polnische Öffentlichkeit, daß aus Anlaß des fünfzigjährigen Jubiläums des Ständigen Rates (Rada Stała) die Diözesanbischöfe in Jasna Góra im mittelpolnischen Tschenstochau am 25. August 2006 eine «Gedenkschrift des Polnischen Episkopats wegen der Zusammenarbeit einiger Geistlicher mit den Organen der Staatssicherheit in den Jahren 1944 bis 1989» herausgaben. Seit Wochen hatte die polnische Presse immer wieder über vereinzelte Fälle einer spektakulären Kollaboration mit dem berühmten Amt für Staatssicherheit (SB) berichtet<sup>1</sup>, so daß eine offizielle Verlautbarung über «die dunkelste Seite der Geschichte der Kirche in der Volksrepublik

Polen», wie es Marek Zajac in der liberal-katholischen Wochenzeitschrift «Tygodnik Powszechny» vom 3.9.2006 nannte, bereits erwartet wurde. Daß es sich dabei um die dringend notwendige Auseinandersetzung mit einem pathologischen Phänomen handelte, von dem fast alle gesellschaftlichen Bereiche in den kommunistischen Ländern befallen waren, verdeutlichte auch ein weiterer Beschluß: die Einrichtung sowohl einer historischen

<sup>1</sup> Wie z.B. Józef Życiński, Geschichte Polens laut SB, in: Tygodnik Powszechny 29/2006, 10. In diesem Artikel geht es um die unlauteren Aufzeichnungen von der angeblichen Zusammenarbeit von Geistlichen mit dem polnischen Sicherheitsdienst.

Kommission als auch einer Kommission, die die Krise der kirchlichen Verwaltung unter die Lupe nehmen sollte.

### Durchleuchtung oder Bekehrung?

Wie tief die Verunsicherung des höchsten kirchlichen Gremiums angesichts der sie erwartenden Aufklärungsarbeit war, zeigte die Äußerung des Generalsekretärs des Episkopats, Bischof *Piotr Libera*, zwei Tage vor der Beratung. Man wolle eine Lustration der katholischen Geistlichen in Erwägung ziehen. Mit dieser fälschlichen Verlautbarung war er in eine definitorische Sackgasse geraten, denn die Kirche wollte mit ihrer Vergangenheit nicht unter dem Zwang des Gesetzes zur politischen Durchleuchtung<sup>2</sup> abrechnen, sondern auf der Grundlage des christlichen Bekenntnisses zur Wahrheit über Sünden und Schwächen mit jenen Geistlichen reden, die aus mannigfaltigen Erwägungen und unter sehr unterschiedlichen Voraussetzungen mit den kommunistischen Behörden zusammengearbeitet hatten. Diesen wesentlichen Unterschied erläuterte der Krakauer Metropolit *Stanisław Dziwisz* auf der Pressekonferenz nach der Verlesung der Gedenkschrift: «Durchleuchtung (*Lustracja*) ist ein politisches Wort, es dient der Abrechnung mit Gegnern. Wir gehen nicht auf Konfrontation. Die Kirche wählt den Weg der Erkenntnis der Wahrheit in Liebe. Wenn Schaden angerichtet wurde, so ist in diesem Fall dessen Wiedergutmachung zu erwarten, aber gleichzeitig auch Vergebung und Versöhnung. Das lehren Jesus Christus und die Evangelien.»<sup>3</sup>

Und der Vorsitzende des Episkopats, Erzbischof *Józef Michalik*, ging auf die ethisch-moralischen Konsequenzen der Kollaboration ein: «Die Kirche handelt aus der Verpflichtung, Prinzipien und Grundsätze zu bestätigen. Wichtig ist der erzieherische Aspekt, damit das Gute nicht mit dem Bösen, die Wahrheit nicht mit der Lüge vermischt wird. So darf es nicht sein, daß ein Priester, der gelitten hat und sich nicht brechen ließ, dem gleichgestellt ist, der mit Pfiffigkeit die eigenen Angelegenheiten vertuscht hat. Man muß klar sagen, daß Heldentum eine würdige Sache, Feigheit – eine unwürdige ist.»<sup>4</sup>

Beide Würdenträger hatten nicht nur die Haltung des Episkopats über die Zusammenarbeit von Priestern mit dem SB verkündet, sie verlasen auch Passagen des auch in großen polnischen Tageszeitungen abgedruckten Dokumentes. Es umreißt in fünf großen Abschnitten die kritische Position einer Amtskirche, die sich jahrzehntelang dem kommunistischen Druck zur Wehr setzen mußte und nunmehr – mehr als fünfzehn Jahre nach dem institutionellen Abtritt der Kommunisten – auch ihre sündig gewordenen Brüder zu beurteilen in der Pflicht ist.

Bereits in der einleitenden Bewertung der Kirche im Hinblick auf deren angebliche publizistische Verzögerung bei der Aufdeckung der Zusammenarbeit von Priestern auf Grund von Aktenüberprüfungen im Institut für Nationales Gedächtnis<sup>5</sup> ist ein legitimer Anspruch auf die Relativierung der historischen Tatsachen zu beobachten. «Die Kirche wird angeklagt, daß sie die für sie schwierige Wahrheit absichtlich verbirgt, die für die Zusammenarbeit mit den Sicherheitsdiensten Verantwortlichen zu schützen versucht und daß sie die Opfer eben dieser Zusammenarbeit vergißt. Die Folge davon ist, daß die Autorität der Kirche untergraben

und deren Glaubwürdigkeit geschwächt wird. Man vergißt ziemlich leicht, daß während des kommunistischen Totalitarismus die ganze Kirche in Polen sich der Unfreiheit der Gesellschaft entgegenstellte und eine Oase der Freiheit und der Wahrheit war.»<sup>6</sup>

Die Gedenkschrift der Bischöfe entwickelt aus verschiedenen Erwägungen eine skeptische Haltung gegenüber der im Institut für Nationales Gedächtnis (IPN) durchgeführten *Lustracja*. Ihr mangle es an klaren Prinzipien und deshalb richte sie großen Schaden unter vielen ehrlichen Geistlichen und gläubigen Laien an. Eine solche «wilde *Lustracja*» finde gegenwärtig in Polen statt. Das wesentliche Argument für die distanzierte Haltung der katholischen Amtskirche besteht in dem Vorwurf, daß die in den Archiven des IPN aufbewahrte Dokumentation nicht die einzigen und vollständigen Zeugnisse der kommunistischen Ära enthalte, sondern auf Grund der gespeicherten Berichte nur bestimmte gesellschaftliche Bereiche durchleuchten könne. Aus diesem Grund gehe es auch um die Auslotung menschlichen Handelns unter den Bedingungen einer ständig mit unrechtmäßigen Methoden überwachten Gesellschaft. Auf der einen Seite habe es unzweifelhaft das Böse, hervorgerufen durch die Repressionen und Drohungen des Sicherheitsapparates, gegeben, andererseits hätte eine große Zahl von Menschen, darunter auch Vertreter der Kirche, sich entschieden gegen diese üblen Machenschaften des kommunistischen Staates zur Wehr gesetzt. Die Ungerechtigkeit bestehe nun darin, daß diese oft heldenhaften Haltungen in keiner Dokumentation gespeichert seien, im Gegenteil, es herrsche «ein krasses Mißverhältnis bei der Aufdeckung der Wahrheit über die vergangene Epoche; der Wahrheit über die Täter und über die Opfer. Tausende Funktionäre des Sicherheitsdienstes brachen das Gewissen ihrer Landsleute, leisteten einen schändlichen Dienst und erhalten jetzt dafür noch eine Belohnung. In diesem Zeitraum hielten Hunderttausende Personen niedrige und höhere Parteifunktionen inne und stützten dadurch das dem Volk aufgezwungene kommunistische System. Heute erhalten sie dafür Renten und sind unantastbar. «Abgerechnet» aber wird mit ihren Opfern, von denen ein Teil tatsächlich der Repression nachgab und kollaborierte, indem er anderen Schaden zufügte, aber vor allem sich selbst vergewaltigte, das eigene Gewissen verletzte, die eigene Würde, das eigene Leben.»<sup>7</sup>

Daß die katholische Kirche eine andere Form der Auseinandersetzung mit der Aufdeckung der Wahrheit sucht, ohne sich vor einer gründlichen Durchleuchtung zu fürchten, verdeutlicht ihre Haltung gegenüber Sünde und Buße: «Die Wahrheit über die Sünde soll den Christen zur persönlichen Anerkennung der Schuld, zur Reue, zum Schuldbekenntnis führen – sogar zum öffentlichen Bekenntnis, wenn dazu eine Notwendigkeit besteht, und darauf folgend zur Buße und zur Wiedergutmachung. Von einem solchen evangelischen Weg der Konfrontation mit dem Bösen können wir nicht abweichen. In der Kirche gibt es jedoch keinen Platz für Vergeltung, Rache, Erniedrigung des Menschen, selbst wenn dies ein sündiger Mensch ist. Die Kirche Christi ist eine Gemeinschaft der Versöhnung, der Vergebung und der Barmherzigkeit. In ihr ist Platz für jeden Sünder, der sich wie Petrus bekehren und trotz seiner Schwäche der Sache des Evangeliums dienen will.»<sup>8</sup>

Die Bischöfe, die bereits im Juni 2006 auf der Plenartagung des Episkopats in Posen einen Projektentwurf über die Zusammenarbeit einiger Geistlicher mit dem SB zur Vorbereitung auf den Diskurs um die Gedenkschrift erhielten, stimmten im wesentlichen den Thesen des Dokumentes zu. Dabei ließen sie sich bei der Bewertung der Fakten von der Einsicht leiten, daß es in der Gedenkschrift nicht um das Aussprechen eines Urteils über bestimmte Geistliche ging, sondern um die Aufforderung, den Weg der Bekehrung – in Verbindung mit der gründlichen Einschätzung der schwierigen Probleme – zu beschreiten.

<sup>6</sup> Zit. nach: Bischöfe über die Sünde der Zusammenarbeit mit dem SB. Gedenkschrift des Polnischen Episkopats in der Angelegenheit der Zusammenarbeit einiger Geistlicher mit den Sicherheitsorganen im Polen der Jahre 1944 bis 1989, in: *Gazeta Wyborcza* 26./27. August 2006, 24-25.

<sup>7</sup> Ebd., 24, (die folgenden Zitate beziehen sich auf diese Quelle).

<sup>8</sup> Ebd., 24.

<sup>2</sup> Vgl. Gesetz über die «Sammlung der von den Organen des Sicherheitsdienstes vom 22. Juli 1944 bis 31. Dezember 1989 angefertigten Dokumente über die Verfolgungen nazistischer und kommunistischer Verbrechen und die Umsetzung erzieherischer Aufgaben», vom 18. Dezember 1998. Vgl. dazu Dagmar Unverhau, Hrsg., *Lustration, Aktenöffnung, demokratischer Umbruch in Polen, Tschechien, der Slowakei und Ungarn*. LIT-Verlag, Münster/Westf. 1999.

<sup>3</sup> Zit. nach Marek Zając, *Das Allerwichtigste ist die Erlösung*. Bischöfe in Jasna Góra, in: *Tygodnik Powszechny* (TP) 3.9.2006, 2.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Das *Instytut Pamięci Narodowej* (IPN) wurde am 18. Dezember 1998 in Warschau gegründet. Es hat die Aufgabe, die nationalsozialistischen und kommunistischen Verbrechen in Polen im Zeitraum vom 22. Juli 1944 bis zum 31. Dezember 1989 zu untersuchen und deren Ergebnisse für die nationale Erziehungsarbeit zur Verfügung zu stellen.



Auffällig im ersten Abschnitt des Dokuments (Situationsbeschreibung) ist die Würdigung derjenigen katholischen Geistlichen, die für ihre standhafte Haltung als Diener Christi während der kommunistischen Ära großes Leid auf sich nahmen und in manchen Fällen sogar mit ihrem Leben dafür zahlten, daß sie ihrem Gewissen folgten. Die Erinnerung an ihre Taten und die Bewertung ihrer unnachgiebigen Haltung gegenüber der staatlichen Repression seien notwendig für die eigentliche Bewertung der Situation, die damals existierte. Darum sei es auch die dringliche Aufgabe der einzelnen Diözesen, das Leben und Wirken solcher Seelsorger und Priester für die Gemeindemitglieder aufzuarbeiten. Und jene Geistlichen, die mehr oder weniger eine bewußte Zusammenarbeit mit dem SB aufnahmen? Auch in diesem Fall läßt die Gedenkschrift die Gnade der göttlichen Einsicht walten: «... Wir sollten uns daran erinnern, daß nur Gott alle Umstände und Motive ihres Handelns kennt und nur ER sie gerecht bewerten kann. Sogar sie selbst können das nicht bewirken, weil sie sich damals – vom psychologischen und soziologischen Standpunkt aus – nach anderen Kriterien lenken ließen. Heute müssen sie ihr Handeln nach anderen – rein objektiven Kriterien – bewerten, da kein äußerer Druck mehr existiert. Gott erwartet von jedem von uns individuell die Übernahme der Verantwortung für sein Handeln.»<sup>9</sup>

Die religiös-moralische Bewertung der Zusammenarbeit mit dem SB, in der Gedenkschrift aufgeteilt in allgemeine Prinzipien und Umfang der Zusammenarbeit, ist ohne den Verweis auf zwei Stellungnahmen der katholischen Kirche zu diesem Komplex sicherlich nicht einleuchtend. Zum einen geht es um ein hierarchisches Prinzip, das im Falle einer drohenden Erpressung durch den SB zur Geltung kommen sollte. Im Erlaß 106 der Plenarkonferenz des Episkopats am 24. Januar 1968 ist ausdrücklich festgehalten worden, daß die Seelsorger den Anweisungen ihres Diözesanbischofs folgen müssen, ein Subordinationsprinzip, das auch Bestandteil der Priesterweihe ist. Zum anderen ist es die Haltung von Papst Benedikt XVI., der in der Predigt vor Priestern in der Kathedrale des Heiligen Johannes in Warschau unter Berufung auf seinen Vorgänger an dessen Aufruf zur Buße für vergangene Untreue erinnerte. Man müsse dabei aber die arrogante Pose von Richtern über vergangene Generationen vermeiden, die unter anderen Umständen in anderen Zeiten gelebt hätten. Notwendig sei eine demutsvolle Offenheit, um nicht die Sünden der Vergangenheit zu negieren, aber auch nicht leichtsinnig Anklagen ohne tatsächliche Beweise zu erheben.

Nach dieser eher versöhnlich gestimmten Präambel kommt die Gedenkschrift «zur Sache»: «Wir wollen daran erinnern, daß die bewußte und freiwillige *Zusammenarbeit* mit den Feinden der Kirche und der Religion eine Sünde ist. Diese Feststellung zieht alle Konsequenzen nach sich, die sowohl den Grad des enthaltenen Bösen in einer solchen Zusammenarbeit wie auch die Art und Weise ihrer Beendigung betreffen. Man muß noch hinzufügen, daß dies auch eine öffentliche Sünde ist. Selbst wenn niemand von den Gläubigen davon wußte, so wußten es die Mitarbeiter der kommunistischen Sicherheitsdienste. Gott aber erwartet, daß ihnen gegenüber eine schwierige Zeugenschaft des Glaubens und des rechtschaffenen Gewissens besteht.»

### Die Auslotung des Bösen

Worin besteht nun das Wesen des Bösen im Hinblick auf die Zusammenarbeit mit dem Feind? Die Gedenkschrift entwickelt dezidierte Definitionen von Handlungsweisen und deren Konsequenzen. Im Kern der Argumentation befindet sich das Wesen der Zusammenarbeit mit dem Amt für Staatssicherheit. Das eigentliche Übel bestehe in der freiwilligen Unterordnung unter die totalitäre Macht sowie unter deren Verfügungsgewalt. Dabei ging es den Sicherheitsorganen nicht nur um die übermittelten Nachrichten, sondern um die Gewissensbelastung derjenigen Person, die die Zusammenarbeit mit ihnen unterschrieb. Deshalb

<sup>9</sup> Ebd.

## Burg Rothenfels 2007

### Wohin mit den Toten? In die Kirche! Totengedenken und Trauerkultur in der Stadt.

8. Rothenfelser Liturgietagung mit Prof. Dr. Albert Gerhards, Wilhelm Heek, Dr. Toni Jansen, Prof. Dr. Benedikt Kranemann, Britta Martini, Barbara Rolf, Prof. Dr. Theresa Wobbe u.a.  
31. Januar – 2. Februar 2007

### Der neue Spagat – Caritas und Kirche in der Zivilgesellschaft

3. Rothenfelser Caritastagung mit Prof. Dr. Albert Evers, Johan Ketelers, Prof. Dr. Andreas Lob-Hüdepohl, Dr. Hejo Manderscheid, Dr. Hans Jürgen Marcus, Prof. Dr. Rolf Zerfaß  
9. – 11. Februar 2007

### Joseph und Jussuf in Islam, Altem Testament und Literatur

mit Prof. Dr. Hartmut Bobzin, Prof. Dr. Johann Christoph Bürgel, Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel, Prof. Dr. Hans Christoph Schmitt und Roman Bunka  
9. – 11. März 2007

### Erinnerung, Emotion und Exzess – Festkultur im Umbruch

Die Tagung wird veranstaltet vom Verein «Kultur – Liturgie – Spiritualität»  
19. – 21. März 2007

**Information und Anmeldung: Burg Rothenfels, 97851 Rothenfels, Tel: 09393-99999, Fax: 99997, Internet: [www.burg-rothenfels.de](http://www.burg-rothenfels.de); Email: [verwaltung@burg-rothenfels.de](mailto:verwaltung@burg-rothenfels.de)**

sei diese Person ihr ganzes Leben mit dem Bewußtsein des Verurteilten belastet.

Auch im Hinblick auf die Feststellung, daß diese Kollaboration eine öffentliche Sünde ist, bezieht sich die Gedenkschrift auf die gesellschaftliche Dimension dieses gravierenden moralischen Vergehens. «Die besondere Form dieser Zusammenarbeit bildet das Denunziantentum oder die Übermittlung von Nachrichten, die für die kommunistischen Sicherheitsorgane zum Zweck der Vernichtung von Menschen und Milieus notwendig sind. Das Übel des Denunziantentums erstickt das gesellschaftliche Vertrauen im Keim und darauf beruht seine destruktive Kraft. Es baut nicht auf, sondern vernichtet. Totalitäre Systeme, die sich auf Gewalt und die Brechung der Menschenrechte stützen, bedienen sich gerne des Denunziantentums.»

Mit der Übermittlung von Nachrichten über einen anderen Menschen begehe der Denunziant die Sünde der Verleumdung. Eine solche Bloßstellung vernichte auch den guten Namen des anderen Menschen. Darüber hinaus könne die übermittelte Information auch der Ausgangspunkt für die moralische Vernichtung eines Menschen sein, der sich als psychisch schwach erweise.

Ein weiteres Kriterium für die Bewertung der begangenen Sünde ist das Objekt der Handlungen. Auch in dieser Hinsicht nimmt die Gedenkschrift eine eindeutige Haltung ein: «Im Hinblick auf das Denunziantentum ist dieses Objekt immer böse! Deshalb läßt sich Denunziantentum niemals rechtfertigen. Man darf nämlich niemals das Gute mittels des Bösen anstreben, weil das gute Ziel nicht die Mittel heiligt. Weitere Faktoren sind Intention und Umstände, deren Einfluß auf die moralische Bewertung des Denunziantentums wichtig, aber nicht grundlegend ist.»

Besonders aufschlußreich für die Bewertung der Kollaboration ist deren Umfang und deren formelle Anbindung an den SB. Die Gedenkschrift nennt zwei Gruppen von Mitarbeitern: diejenigen, die eine Verpflichtung zur Zusammenarbeit mit den Sicherheitsdiensten unterschrieben haben, und Personen, die faktisch mit den Funktionären des SB zusammenarbeiteten, ohne eine verpflichtende Erklärung unterschrieben zu haben. Bislang sei nicht bekannt, wie viele und wer im einzelnen in einer Diözese kollaboriert habe, auch der Inhalt der Dokumentationen im Institut für Nationales Gedächtnis gebe darüber oft nur ungenaue Auskunft.

Die Personen in beiden Gruppen wurden von den Sicherheitsbehörden zu unterschiedlichen Diensten herangezogen und

erhielten dafür differenzierte Belohnungen: «Alle Mitarbeiter, sowohl diejenigen, die sich zur Mitarbeit verpflichteten, wie auch jene, die ohne bindende Unterschrift kollaborierten, wurden für verschiedene Tätigkeiten ausgenutzt, für die sie die Sicherheitsorgane brauchten, egal, ob das auf der Grundlage einer ständigen oder gelegentlichen Bezahlung geschah oder auch in der Form von sogenannten Sachgeschenken, Reisen ins Ausland, Hilfe bei der Erreichung von institutionellen Posten, materieller Unterstützung für Familienangehörige u.s.w.» (S. 25)

Ihre Wichtigkeit bewertet das Dokument der polnischen Bischöfe wie folgt. Es unterscheidet nach Nachrichtenübermittlung in Abhängigkeit davon, ob die Informationen im Vatikan oder auf der Ebene von Dekanaten oder in Pfarreien gesammelt wurden. Wie schwierig indes die Bewertung dieser moralisch verwerflichen Taten vom Standpunkt der «Dimension des Bösen ist, welches die Folge dieser Zusammenarbeit war» (S. 25), verdeutlicht der enge Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung des Denunziantentums. Die Gedenkschrift verurteilt prinzipiell das schwere Fehlverhalten ihrer Brüder in Christo, spricht aber davon, daß «jedoch nicht jede Handlung des Kollaborateurs in seinen Auswirkungen böse war, weil sie nämlich zuweilen für das Gute der Anderen benutzt werden konnte.» Diese zeitweilige Überlagerung ethisch-moralischer Prinzipien findet dennoch keine Billigung in dem Memorandum der polnischen Bischöfe. Vielmehr geht es in der Folge um Motiv und Zielsetzung der Zusammenarbeit mit dem SB: «Die einen taten es aus Lust an der Karriere oder am Geld, die anderen unter dem Einfluß von Erpressung und daher aus Angst.» (S. 25)

Die Bewertung dieser aus rein materiellen wie auch aus psychisch-existentialen Gründen erfolgten Mitarbeit ist in der Gedenkschrift differenziert aufgelistet, indem sie zunächst festhält, daß das Motiv nichts rechtfertige, aber einen Einfluß auf die moralische Einschätzung der Tat habe: «Es gibt schwache Menschen, die nicht imstande waren, sich zu wehren, besonders, wenn ihre Schwächen den Mitarbeitern der Sicherheitsdienste bekannt waren. Diese Art von Menschen verdient ein nachträgliches Mitgefühl, weil sie ständig in der Atmosphäre der Angst lebten, einerseits vor dem regelmäßigen Gespräch mit dem SB und andererseits im Kreise des Klerus, in dem man sehr oft Kenntnis hatte von Mitarbeitern und sich von solchen Personen fernhielt.» (S. 25)

In der Folge setzt sich die Gedenkschrift mit zahlreichen Umständen und Fakten auseinander, deren Bewertung teilweise erst nach weiteren umfangreichen Recherchen möglich sein wird. Es sind im einzelnen: Dauer der Zusammenarbeit mit dem SB, der zugegebene selbständige Rückzug aus dem «Dienstverhältnis», die bis in die Gegenwart andauernde Lüge einzelner Personen, man habe nie mit dem SB zusammengearbeitet, und die Tatsache, daß einige Geistliche bereits Buße für ihre Taten geleistet haben. Ungeachtet solcher Versuche, eine eindeutige Kategorisierung von Handlungen vorzunehmen, bleiben viele Problemfelder, die auf Grund der anzunehmenden jahrzehntelangen Kollaboration entstanden sind, der Gegenstand gründlicher historischer Forschungen. Dazu gehören unter anderem die ständige ideologische Unterwanderung der katholische Kirche, der angestrebte Einfluß auf Entscheidungen der höchsten Würdenträger, Verleumdungen von Laien, die innerhalb der Gemeinden wertvolle Arbeit leisteten, die Auswirkung von atheistischen Schriften auf das ethisch-moralische Handeln der Diözesen wie auch die Durchdringung des kirchlichen Umfeldes mit Gerüchten, Falschmeldungen oder auch Drohungen.

### **Der Prozeß der Bekehrung**

Im Vergleich zum umfangreichen und in vieler Hinsicht diffusen Sündenkatalog erweist sich der aufgezeigte Weg der Bekehrung in der Gedenkschrift der polnischen Bischöfe als in sich klar gegliedert. Der Prozeß der Ablösung von den begangenen Sünden umfaßt folgende Etappen:

▷ Der Sünder sollte sich freiwillig zur Sünde gegenüber Gott, den

Menschen und sich selbst bekennen. Er sollte das auch gegenüber denjenigen tun, denen er Schaden zugefügt hat.

▷ Er sollte diejenigen um Verzeihung bitten, die er geschädigt hat. Er kann dies individuell tun, aber wenn der Schaden in einer bestimmten Gemeinde angerichtet wurde, dann sollte er es öffentlich vor dieser Gemeinde tun.

▷ Folglich ist jeder Sünder zur Wiedergutmachung des Schadens verpflichtet, sowohl in materieller Hinsicht, wenn andere aus diesem Anlaß Schaden erlitten, wie auch vor allem in geistlicher Hinsicht. Das betrifft die Wiedergutmachung des Bösen, das durch Verleumdung hervorgerufen wurde.

▷ Wenn die Sünde eine öffentliche Angelegenheit ist, dann muß sie vor einem kompetenten geistlichen Würdenträger bekannt werden. Das ist eine Information, auf die der Vorgesetzte unbefangten Anspruch hat.

▷ Es ist daran zu erinnern, daß die Bekehrung eine Rückkehr zu Gott und zu dessen Barmherzigkeit im Sakrament der Buße ist. Je nach dem Ausmaß der Sünde ist eine der Sünde angemessene Buße verpflichtend. Besonders jedoch muß man die Dimension der öffentlichen Empörung beachten. Eine Wiedergutmachung sollte die Ehrlichkeit und die Tiefe der Wiedergutmachung zur Erscheinung bringen. Die Heilige Schrift zeigt drei Wege der Buße: das Gebet, das Fasten, die milde Gabe. Die Buße kann dann in verschiedenen Formen erfolgen, wie Exerzitien, Pilgerschaft, Akte der Kasteiung und der Abstinenz, materielle Opfer zugunsten von Bedürftigen.

Die abschließende Feststellung des Memorandums, daß die Schrift der Bischöfe sich mit der religiös-pastoralen Dimension der Geistlichen beschäftige, die mit der kommunistischen Macht zusammenarbeiteten, bezieht sich auf die Art der Sanktionierung der begangenen Taten. Es müsse das kanonische Recht der Kirche zur Anwendung kommen.

Angesichts der an dieser Stelle geforderten innerkirchlichen Wiedergutmachung des gesellschaftlichen Schadens, der in einer möglichen Verfestigung von Mißtrauen gegenüber geistlichen Würdenträgern besteht, ist die Bewertung der Rolle der polnischen Medien in der Gedenkschrift abschließend zu beleuchten. Die Bischöfe fordern die Journalisten auf, sie mögen sich ihrer Verantwortung vor Gott und vor ihrem Gewissen für die übermittelten Informationen bewußt sein und sich der vernichtenden Kraft der Unterstellung erinnern. Man habe es mit gesellschaftlicher Empörung zu tun, deshalb müsse man alles tun, um diesen zerstörerischen Handlungen entgegenzuwirken. Unschuldige Angeklagte sollten das Recht auf Verteidigung haben und sich dessen auch bedienen. Doch man sollte sich überlegen, ob eine solche Vorgehensweise positive Folgen habe, denn «zuweilen ist die schweigende Annahme ungerechtfertigter Vorwürfe nach dem Vorbild unseres Herrn viel wertvoller. Jesus verzichtete auf die Verteidigung sowohl vor Sanhedrin, Kajaphas, Hannas und Pilatus wie auch vor Herodes, weil er wußte, daß er unschuldig ist. Gott kennt die Wahrheit und darum ist für einen gläubigen Menschen das Urteil Gottes am wichtigsten, weil er gerecht und barmherzig ist.» (S. 25)

Mit der Trennung zwischen weltlicher und göttlicher Rechtsprechung im Falle von kollaborierenden Geistlichen ist jedoch nicht der Rückzug der katholischen Kirche aus ihrer gesellschaftlichen Verantwortung verbunden. Die Auswirkungen der Zusammenarbeit mit dem kommunistischen Feind würden, so lautet die abschließende Erkenntnis, die Laien wie auch den Klerus betreffen, denn sie besäßen eine öffentliche Dimension und als solche erfaßten sie in gewisser Hinsicht jeden von ihnen. Obwohl die Kirche von diesen Sünden tief verletzt worden sei, würde sie den Urheber dieser Handlungen verzeihen, denn Gott wolle nach Ezechiel 18,23 nicht den Tod des Sünders, sondern er möge sich bekehren und leben. In diesem Sinne ist die Gedenkschrift eine Aufforderung zur Reinigung des Gedächtnisses durch Bekehrung und Buße, aber nicht durch die Verdammung der Sünder. Wie schwierig indes sich auch der zukünftige gesellschaftliche Durchleuchtungsprozeß in Polen gestaltet, verdeutlicht das neue Lustrationsgesetz (ustawa lustracji) von Anfang August 2006. Die

grundlegende Überarbeitung des alten Gesetzes war notwendig geworden, weil auf Grund der bislang üblichen Prozeduren die für öffentliche Ämter in Frage kommenden Kandidaten einen Antrag auf Überprüfung ihrer möglichen Zusammenarbeit mit dem SB stellen mußten. Falls diese in den Akten des Instituts für Nationales Gedächtnis festgestellt wurde, bedeutete dies noch keine Disqualifizierung des Kandidaten für öffentliche Ämter. Seine Aussagen überprüfte ein sog. Sprecher im Öffentlichen Interesse, jeder Fall wurde persönlich und hinter verschlossenen Türen behandelt, irgendwelche Beschwerden beurteilte ein Lustrationsgericht.<sup>10</sup> Diese halb-öffentliche Handhabung hatte wiederholt den Protest von Bürgern hervorgerufen, die auf Grund einer solchen Rechtsprechung eine Verdunkelung und Vertuschung der ehemaligen Zusammenarbeit mit den kommunistischen Sicherheitsorganen vermuteten. Nach der Veröffentlichung der sog. Wildstein-Liste<sup>11</sup> im Jahre 2005 war es zu einer heftigen öffentlichen Auseinandersetzung über die Zuverlässigkeit der Angaben über die dort verzeichneten Personen gekommen, die der Zusammenarbeit mit dem SB beschuldigt worden

<sup>10</sup> Vgl. Priester Adam Boniecki, Nie wióry, ale ludzie (Keine Späne, sondern Menschen), in: Tygodnik Powszechny 33/2006, 3.

<sup>11</sup> Bronislaw Wildstein, freier Mitarbeiter am Institut für Nationales Gedächtnis, hatte Anfang des Jahres 2005 die Namen von rund 240.000 Personen, die in den Akten des Instituts als Mitarbeiter des polnischen Sicherheitsdienstes registriert waren, auf einer CD gespeichert und diese aus dem Institut geschmuggelt. Ende des Monats Januar wurden die Namen in der überregionalen Warschauer Tageszeitung «Rzeczpospolita» veröffentlicht. Diese illegale Veröffentlichung löste in Polen eine heftige Diskussion über die Preisgabe von Personen aus, deren Mitarbeit für den SB in vielen Fällen nicht hinreichend abgesichert war.

waren. Das neue Gesetz korrigiert diese Unzuverlässigkeit von Quellen und Personen in zweierlei Hinsicht. Es benutzt statt des Begriffs «geheimer Mitarbeiter» nunmehr «personenbezogene Informationsquelle», und es stellt im Art. 55 fest, daß das Institut für Nationales Gedächtnis «im Laufe von drei Monaten nach Inkrafttreten des Gesetzes eine Liste der Mitarbeiter, Funktionäre und Soldaten der Sicherheitsorgane veröffentlicht» und «indem es aktuelle Informationen über den Stand des Archivmaterials berücksichtigt, publiziert es (ebenfalls innerhalb von drei Monaten) die Listen der Personen, die von den Sicherheitsorganen als personenbezogene Informationsquellen mit dem Verweis behandelt wurden, in welcher Eigenschaft sie in diesen Dokumenten auftreten. Diese Listen werden im Rahmen der fortlaufenden Forschungsarbeiten des Institutes aktualisiert, jedoch nicht häufiger als einmal in sechs Monaten.»<sup>12</sup>

Auf der Grundlage dieser neueren Angaben wird die in der Gedenkschrift der Diözesanbischöfe angekündigte historische Kommission auch jene Geistlichen einer Befragung unterziehen, die auf Grund der Aktenlage als Mitarbeiter der Sicherheitsorgane registriert worden sind. Es ist deshalb mit Spannung zu erwarten, ob im Falle einer positiven Durchleuchtung die katholische Amtskirche sich zu einer öffentlichen Darlegung der begangenen Sünden durchringt oder ob sie einen innerkirchlichen Reinigungsprozeß im Sinne der verkündeten göttlichen Rechtsprechung anstrebt. Im Hinblick auf die im Lustrationsgesetz aufgezeigte gesellschaftliche Transparenz wären sicherlich beide Verfahren empfehlenswert. *Wolfgang Schlott, Bremen*

<sup>12</sup> Zit. nach Adam Boniecki, Nie wióry ... (vgl. Anm. 10), 3.

## «Wenn mir etwas passiert ...»

Joan Didions «Das Jahr magischen Denkens»

Joan Didions Buch «Das Jahr magischen Denkens» beginnt mit einer Passage, die den Leser verunsichert zurückläßt.<sup>1</sup> Die Autorin zitiert folgende Sätze aus einer Datei ihres Notebooks: «Das Leben ändert sich schnell. Das Leben ändert sich in einem Augenblick. Man setzt sich zum Abendessen, und das Leben, das man kennt, hört auf. Die Frage des Selbstmitleids.» Sie fügt diesem Zitat das präzise Datum «20. Mai 2004, 22:22» hinzu und stellt gleichzeitig fest, daß diese Zeitangabe nicht den Zeitpunkt der Niederschrift, sondern jenen Augenblick festhält, an dem sie die einschlägige Datei geöffnet und sofort unverändert wieder gespeichert hat. Der Leser erfährt im folgenden nur noch, daß sie die zitierten Sätze Anfang Januar 2004 niedergeschrieben hat, «ein, zwei oder drei Tage nachdem es passiert war». Erst einige Seiten später findet er den Hinweis, daß Joan Didion am «Nachmittag des 4. Oktober 2004» mit der Niederschrift des Buches, aus dem die zitierten Anfangssätze stammen, begonnen hat. Was wie ein verwirrender Wechsel zwischen präzisen Daten und deren nachträglicher Relativierung durch die Autorin aussieht, erweist sich bei der weiteren Lektüre von «Das Jahr magischen Denkens» als das Konstruktionsprinzip, aus dem Joan Didions Schreiben immer wieder seine Kraft zu schöpfen vermag.

Auf welches Ereignis bezieht sich Joan Didion, von dem sie in den ersten Absätzen ihres Buches feststellt, daß es vor «ein, zwei oder drei Tagen» passiert sei? Am 30. Dezember 2003 besucht sie mit ihrem Mann John Gregory Dunne die Tochter Quintana, die seit einigen Tagen im New Yorker Beth Israel Klinikum in einem künstlichen Koma liegt, nachdem sie aufgrund einer Lungenentzündung einen septischen Schock erlitten hatte. Als das Paar sich zum Abendessen an den Tisch im Wohnzimmer ihres Apartments setzt, erleidet John G. Dunne einen heftigen Herzinfarkt, an dem er sofort stirbt. Was hier lakonisch resümiert wird, nennt Joan Didion in ihrem Buch den Augenblick, «in dem sich das Leben ändert». In immer neuen Beschreibungen versucht sie diesen

festzuhalten, um so dem durch den Tod ihres Mannes erlittenen Schmerz und den Ängsten um das Leben ihrer schwerkranken Tochter standzuhalten.

«Das Jahr magischen Denkens» ist nicht nur die Niederschrift ihrer Trauer und ihrer Befürchtungen, sondern gleichzeitig der nüchterne Blick auf den Prozeß des Schreibens und auf das, was dieser bei ihr auszulösen vermocht hat. Eine der eindringlichsten Stellen, in denen deutlich wird, wie erst im Niederschreiben der Erinnerung das, was erinnert wird, erkannt wird, ist die Passage, in der Joan Didion schildert, wie sie in der Morgenausgabe der «New York Times» vom 12. November 2004 die Meldung liest, daß die Mutter eines neunzehnjährigen jungen Mannes, der von einer Bombe in Kirkuk getötet worden war, den Beamten, welcher ihr den Tod ihres Sohnes mitteilen wollte, nicht in ihre Wohnung hineinlassen wollte, indem sie dachte, «solange ich ihn nicht reinlasse, kann er es mir nicht sagen. Und dann wäre es – nichts davon wäre passiert. Also sagt er immer wieder: «Hören Sie, Sie müssen mich reinlassen.» Und ich sag immer wieder: «Entschuldigen Sie, aber ich kann Sie nicht reinlassen.»» Unmittelbar an dieses Zitat fügt Joan Didion die Feststellung: «Als ich das beim Frühstück las, fast elf Monate nach der Nacht mit dem Rettungswagen und dem Sozialarbeiter, erkannte ich darin mein eigenes Denken.» Für diese Form der Realitätsverweigerung, man könne durch bestimmte Gedanken, Worte oder Handlungen Ereignisse ungeschehen machen oder den Zusammenhang von Ursache und Wirkung außer Kraft setzen, findet Joan Didion den Ausdruck «das magische Denken». So erklärt sie ohne Vorbehalt ihr Einverständnis für die Obduktion ihres Mannes, denn sie glaubt, dadurch könnte die Ursache seines Todes zweifelsfrei festgestellt und anschließend die notwendigen lebensrettenden Maßnahmen in die Wege geleitet werden, obwohl sie um die Unsinnigkeit dieser Vorstellung weiß, da sie bei ihren journalistischen Recherchen mehrfach an Obduktionen teilgenommen

hat und so deren Ablauf genau kennt. Oder sie räumt die Schuhe ihres Mannes nicht weg, denn wenn er zurückkommt, würde er sie benutzen, und wenn sie weggeräumt wären, würde sie eingestehen, sie sei davon überzeugt, daß er nicht mehr zurückkommen wird. Oder sie äußert Vorbehalte gegen eine Trachäotomie bei ihrer Tochter Quintana, denn das bedeutet, daß sie sie nicht mehr ohne weiteres aus der Klinik nach Hause nehmen kann. Schon diese wenigen Beispiele, die vom extremen Fall der abstrusen Vorstellung über die «Chancen» einer Obduktion bis zum normalen Fall einer realistischen Einschätzung über die Einschränkungen durch eine Trachäotomie reichen, zeigen, daß Joan Didion mit dem Ausdruck «das magische Denken» keinen Begriff, sondern eine Metapher für Konstellationen des Wahrnehmens, des Erinnerns und des Denkens meint. Diese Konstellationen finden sich nicht nur auf der Ebene einer Art Privatmythologie, die sich direkter gesellschaftlicher Beobachtung entzieht, sondern sie finden sich auch in gesellschaftlich anerkannten Verhaltensnormen. Joan Didion beschreibt diese als Resultat des Glaubens, für die nicht zu vermeidenden Katastrophen des Lebens alle denkbaren Maßnahmen vorsehen zu können. Als Glied der gesellschaftlichen und intellektuellen Elite der USA hat Joan Didion die Möglichkeit, den jeweils besten medizinischen Spezialisten anzusprechen und die effektivste Hilfe einschlägiger Institutionen zu bekommen. Sie beschreibt präzise, wie sie sich mit derartigen Bemühungen für ihre Tochter Quintana beim Pflegepersonal unbeliebt machte. Auch wenn sie feststellt, daß diese Aktivitäten sie «weniger hilflos» scheinen ließen, weiß sie, daß sie damit zur Besserung der Gesundheit ihrer Tochter nichts beitragen kann.

### Das Leben ändert sich schnell

Joan Didion spiegelt in der Beschreibung ihrer mühsam erarbeiteten Einsicht über die negativen Nebenfolgen wie der Grenzen ihrer Bemühungen für ihre Tochter Quintana den Trauerprozeß um ihren Mann John G. Dunne. Wenn sie in ihrem Engagement für ihre kranke Tochter versucht hat, die Trauer über ihren verstorbenen Mann zu verdrängen, so ist ihr das immer mißglückt. Für diese Erfahrung prägt sie das Bild vom «Strudeleffekt», und sie meint damit die Beobachtung, daß jeder Versuch, sich in Gegenwart ihrer Tochter ausschließlich deren Kindheit und Jugendzeit

ins Gedächtnis zu rufen, spontan die Erinnerung an ihren Mann mithervorgerufen hat. Ausführlich beschreibt sie die Techniken, wie sie diese «Strudelerfahrungen» zu vermeiden trachtete und dabei die Beobachtung machte, wie sie diese dadurch gerade provoziert hat. In der Hinwendung zu ihrer Tochter bleibt nicht nur ihr verstorbener Mann gegenwärtig, sondern das Erinnern an ihn verändert sich unmerklich, je mehr sie ihre Grenzen in der Sorge um ihre Tochter ernst nimmt. Es ist nicht mehr «das magische Denken» der ersten Monate, mit dessen Hilfe sie das Geschehene ungeschehen machen zu können meinte: «Mir wurde klar, daß ich seit dem letzten Morgen des Jahres 2003, dem Morgen, nachdem John gestorben war, versucht hatte, die Zeit umzukehren, den Film rückwärts laufen zu lassen. Das war jetzt, am 30. August 2004, acht Monate her, und ich versuchte es immer noch. Mit dem Unterschied, daß ich während der letzten acht Monate versucht hatte, die Filmrolle durch eine andere zu ersetzen. Jetzt versuchte ich nur noch, den Aufprall zu rekonstruieren, den Sturz des erloschenen Sterns.»

Diese Erfahrung einer neuen Form des Erinnerns beschreibt Joan Didion als schmerzhafter als die Zeit «des magischen Denkens». Sie findet dafür das Bild vom Leid als einem «Ort», über den man zwar reden kann, den man aber nicht kennt, solange man nicht dort gewesen ist. Sie meint damit etwas anderes als den alltäglich erfahrbaren Unterschied zwischen der Vorstellung von einem Ereignis und dessen (eingetretener) Realität, wenn sie den «Ort» des Leides als «unerbittliche Aneinanderreihung von Augenblicken, in denen wir der Erfahrung von Sinnlosigkeit als solcher ausgesetzt sind» beschreibt.

Unwiderruflich wird für sie diese Erfahrung am 31. Dezember 2004, dem ersten Tag, an dem die Erinnerung an den gleichen Tag des Vorjahres nicht mehr ihren Mann John G. Dunne einbezieht. Als sie an diesem Tag die Lexington Avenue in New York überquert, hat sie die Vorahnung, daß das gemeinsame Leben mit ihrem Mann in Zukunft nicht mehr im Zentrum ihres Alltages stehen wird und sie empfindet dies als einen Verrat, so «daß ich jedes Gefühl für den herannahenden Verkehr verlor». Doch ist diese Reaktion nicht der letzte Eintrag, mit dem sie «Das Jahr magischen Denkens» schließt. Am Ende beschreibt sie, wie sie mit ihrem Mann einige Male in Kalifornien schwamm und wie sie dabei eine Grotte entdeckte, in die man nur hineinschwimmen konnte, wenn man den richtigen Augenblick erwischte: «Jedesmal hatte ich Angst, die Woge zu verpassen, zurückzubleiben, den richtigen Zeitpunkt nicht zu erwischen. John nicht. Man mußte es im Gefühl haben, wie das Wasser anschwell und sich veränderte. Man mußte mit der Veränderung gehen. Er sagte mir das. Es ruht kein Auge auf dem Sperling, aber das hatte er mir gesagt.»

Nikolaus Klein

## ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Aboverwaltung:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Redaktion: Telefon 044 204 90 50, E-Mail orientierung@bluewin.ch

Aboverwaltung: Telefon 044 204 90 52, E-Mail orientierung.abo@bluewin.ch

Telefax 044 204 90 51

Homepage: www.orientierung.ch

Redaktion: Nikolaus Klein, Josef Bruhin,  
Werner Heierle, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-  
Leutenegger (Muri BE), Heinz Robert Schlette (Bonn),  
Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2007:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 65.- / Studierende Fr. 50.-

Deutschland und Österreich: Euro 52.- / Studierende Euro 40.-

Übrige Länder: Fr. 61.-, Euro 35.- zuzüglich Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 100.-, Euro 70.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 87-573105-7

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70) Konto Nr. 6290-700

Österreich: Bank Austria, Creditanstalt Zweigstelle Feldkirch (BLZ 12000),

Konto Nr. 00473009 306, Orientierung, Feldkirch

Übrige: Credit Suisse, CH-8070 Zürich (BLZ 4842), Konto Nr. 556967-61

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Aboverwaltung.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die

Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

<sup>1</sup> Joan Didion, Das Jahr magischen Denkens. Aus dem Amerikanischen von Antje Rávic Strubel. Claassen, Berlin 2006, 252 Seiten, Euro 18,00; sFr 31.60. – Joan Didion ist eine der bekanntesten amerikanischen Autorinnen. Bisher hat sie fünf Romane und acht Essaybände veröffentlicht. Mit ihrem Reportagestil, der Gesellschaftsanalyse und persönliche Erfahrung miteinander korreliert, erregte sie Aufsehen, und sie wird von den Literaturkritikern als eine Vertreterin des «New Journalism» in der Tradition von Tom Wolfe und Hunter S. Thompson gesehen. Die sieben bisher erschienenen Essaybände («Slouching Towards Bethlehem» 1968, «The White Album» 1979, «Salvador» 1983, «Miami» 1987, «After Henry» 1992, «Political Fictions» 2001, «Where I Was From» 2003, mit Ausnahme von «Das Jahr magischen Denkens») sind 2006 in einem Band neu verlegt worden (We Tell Ourselves Stories in Order to Live. Collected Nonfiction. Everyman's Library, New York); vgl. Joan Didion, The Art of Fiction No. 71, in: The Paris Review. No. 74 (Fall-Winter 1978), 1-22; Dies., The Art of Nonfiction No. 1, in: The Paris Review No. 176 (Spring 2006), 59-86; Dies., Why I Write, in: Ellen G. Friedman, Joan Didion. Essays & Conversations. Ontario Review Press, Princeton/NJ 1984, 5-10; Mark Z. Muggli, The Poetics of Joan Didion's Journalism, in: American Literature 59 (1987) 3, 403-421; Sharon Felton, Hrgs., The Critical Response to Joan Didion. Greenwood Press, Westport/Conn.-London 1994; Zum Umgang mit dem Tod in der gegenwärtigen Kultur bzw. der amerikanischen Literatur vgl. Robert Harrison, Die Herrschaft des Todes. München 2006, 90-112, 184-209; Sandra M. Gilbert, Death's Door. Modern Dying and the Ways We Grieve. W.W. Norton & Company, New York und London 2006, 295-463.